

Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Germano-Române



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang XVI • Heft 2 • Winter 2013

- | | |
|-----------------------------|--|
| Mircea Cărtărescu | „Gebt uns unsere Karren zurück!“ Rumäniens gedemütigte Roma |
| Eva Ruth Wemme | Europäer. Was ich jemandem erzähle, der nach den rumänischen Roma in Berlin-Neukölln fragt ... |
| Amelia-Liana Văidean | Heute vor einem Jahr ... Einblicke in meinen sechsmonatigen Aufenthalt als Gast-Promotionsstudentin in Berlin |
| Andreas Oskar Kempf | Gehen, um zu bleiben. Migrationserfahrungen von Rumänen aus dem ländlichen Raum in Italien |
| Liana Regina Iunesch | Die Lehrenden sind schuld? Nein! Zum Spracherwerb an Schulen mit deutscher Unterrichtssprache in Rumänien |
| Marina Dumbrava | Eigen- und Fremdbilder Ethnische Minderheiten in der Republik Moldova im Pressediskurs |
| Anca Silvia Sievert | Grünes Rumänien? Über den Wandel in der Erneuerbare-Energien-Politik |
| Ioana Rostoș | Solka in der Bukowina Geschichte aus einer Welt, die es nicht mehr gibt |
| Neue Bücher | |

Deutsch-Rumänische Hefte

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)
Jörn Henrik Kopfmann
Dr. Silvia Machein
Kirsty Otto
Marianne Theil

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.

Auflage: 600 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.

Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter: www.deruge.org, Onlinehefte.

Satz/Layout: Brigitta-Ulrike Goelsdorf

Druck: VS Breinfeld, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Postbank Berlin
Konto-Nr.: 230108
BLZ: 100 100 10
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

die Zuwanderung von rumänischen und bulgarischen Staatsbürgern nach Deutschland und Westeuropa beschäftigt in letzter Zeit nicht nur die Medien, sondern vermehrt auch die Politik. Im Vordergrund stehen dabei die Roma, die als Armutswanderer wahrgenommen werden, die dem Elend und der Diskriminierung in ihren Ländern entkommen wollen. Der bekannte rumänische Schriftsteller Mircea Cărtărescu weist in seinem Beitrag auf die aktuelle Situation der Roma in seiner Heimat hin und beschreibt gleichzeitig die Gegebenheiten der Ablehnung der Roma-Gruppen durch die Mehrheitsbevölkerung in Vergangenheit und Gegenwart. Eva Ruth Wemme, die als Sprach- und Kulturmittlerin in Berlin-Neukölln besonders mit Roma aus Rumänien zusammenarbeitet, schildert die Wünsche und Vorstellungen der Neuzugewanderten in und an Berlin. Ihre Eindrücke von der deutschen Hauptstadt beschreibt die junge rumänische Doktorandin Amelia-Liana Văidean, die auch von zufälligen Begegnungen mit Landsleuten in Berlin berichtet.

Andreas Oskar Kempf schreibt über Migrationserfahrungen von Rumänen in Italien und ihrem steten Wunsch, in das Heimatdorf zurückzukehren. In ihrem Artikel zeigt Liana Regina Iunesch die Veränderungen für den deutschsprachigen Unterricht in Rumänien nach dem Exodus der Rumäniendeutschen aus ihrem Geburtsland auf. Und Marina Dumbrava veranschaulicht die Unterschiede in der Berichterstattung über ethnische Minderheiten in der rumänisch- und russischsprachigen Presse der Republik Moldau.

Auch in Rumänien wird die Umstellung auf erneubare Energien zu einem immer wichtigeren Thema: Anca Silvia Sievert geht in ihrem Beitrag der Frage nach, welche Geschäftsinteressen Politiker mit diesem Wandel verfolgen. Schließlich entführt uns Ioana Rostoş in die Bukowina nach Solka/Solca, in eine Welt, die bereits verschwunden ist.

Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen

Ihr
Josef Sallanz

Roma vor einem Haus in Mihail Kogălniceanu (dt./türk. Kararmurat) in der Dobrudscha, das nach den Gewaltexzessen von 1990 mit Unterstützung des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma errichtet wurde. Foto: Josef Sallanz

Inhalt

- 4 Mircea Cărtărescu**
„Gebt uns unsere Karren zurück!“
- 7 Eva Ruth Wemme**
Was ich jemandem erzähle, der nach den rumänischen Roma in Berlin-Neukölln fragt ...
- 10 Amelia-Liana Văidean**
Heute vor einem Jahr ...
- 12 Andreas Oskar Kempf**
Gehen, um zu bleiben.
- 15 Liana Regina Iunesch**
Die Lehrenden sind schuld? Nein!
- 18 Marina Dumbrava**
Eigen- und Fremdbilder
- 21 Anca Silvia Sievert**
Grünes Rumänien?
- 24 Ioana Rostoş**
Solka in der Bukowina
- 27 Neue Bücher**
 - Johann Lippert: Bruchstücke aus erster und zweiter Hand. Roman (*Walter Engel*)
 - Iris Wolff: Halber Stein. Roman (*Ingeborg Szöllösi*)
 - Yechiel Shraibman: Ein Denkmal für Itzik Rachmiels und andere Erzählungen aus dem Raschkever Shtetl (*Magdalena Gebeßler*)
 - W. Dahmen, G. Holtus, J. Kramer, M. Metzeltin, W. Schweickard, O. Winkelmann (Hrsg.): Südosteuropäische Romania (*Thomas Schares*)
 - I. Crăciun, G. Guţu, S. Læg Reid, P. Motzan (Hrsg.): Ost-West-Identitäten und -Perspektiven (*Olivia Spiridon*)
 - Sven Pauling: „Wir werden Sie einkerkern, weil es Sie gibt!“ (*Olivia Spiridon*)
 - Mirela-Luminiţa Murgescu: Vom „guten Christen“ zum „tapferen Rumänen“ (*Anke Pfeifer*)
 - Simon Geissbühler: Blutiger Juli (*Ioana Rostoş*)
 - Anton Sterbling: Verwerfungen in Modernisierungsprozessen (*Markus Bauer*)
 - Jan Hülsemann: Das sächsische Bauernhaus in Siebenbürgen (*Dieter Frick*)
 - Rodica Vărtaciu-Medeleş: Barock im Banat (*Josef Sallanz*)
 - inter:est Kulturprojekte (Hg.): Little global cities – Timişoara (*Claudiu Zippel*)



Rumäniens gedemütigte Roma

„Gebt uns unsere Karren zurück!“

Mircea Cărtărescu

Die rumänischen Fernsehsender sind auf Gräueltaten spezialisiert. Die Nachrichtensendungen zeigen ein Repertoire an Morden, Vergewaltigungen und Raubtaten, an Unfällen, bei denen die am Straßenrand liegenden zerfetzten Opfer beharrlich, mit unerträglicher Fokussierung aufgenommen werden. Man kann hier Ehefrauen sehen, die live über den Tod ihrer Männer unterrichtet werden, damit die Kamera unmittelbar ihre über die Wangen rinne-nden Tränen einfangen kann. Man sieht junge Mädchen in grausamen Nahaufnahmen und in gleißendes Licht gerückt, die ausführlich darüber erzählen, wie sie jahrelang vom alkoholsüchtigen Vater vergewaltigt wurden. Öffentliche Proteste haben zu nichts geführt, weil für diese Sender der einzige Maßstab die Einschaltquote ist. Aber niemals, so scheint es mir, war ich von dieser Maßlosigkeit an Verdummung und fehlender Menschlichkeit dermaßen erschüttert wie neulich, als ich einen Beitrag über die Vertreibung einer Roma-Gemeinde am Stadtrand Bukarests sah.

Eine verwahrloste Industrielandschaft, demolierte Wassertürme, ein Hallengerüst, Haufen von verrosteten Röhren und Ventilen. Inmitten von meterhohem Unkraut stehen ein Dutzend Eisenbaracken, deren Türen längst abgerissen sind. Hier hausten seit ein paar Jahren ohne Wasser, Strom und unter menschenunwürdigen Bedingungen etwa einhundert Roma, zwischen im Freien aufgehängter Wäsche und Haushaltsmüll. Mit der Begeisterung eines Fußballkommentators teilt uns die Nachrichtensprecherin mit, dass diese Menschen ihren Lebensunterhalt ausschließlich durch das Schrottsammeln auf Pferdekarren verdienen könnten. Nun würden diese Karren gerade beschlagnahmt, die Polizei und die „Maskierten“ laufen hin und her und ersticken jede Art von Widerstand im Keim. Die Gesichter der Männer aus dieser Gemeinde zeigen eine maßlose Verzweiflung.

Und jetzt, wohin?

„Was werden Sie jetzt machen?“, fragt die Reporterin einen von ihnen, der einen splitterackten, kleinen Buben im Arm hält. „Wir werden sterben“, antwortet er und schaut zu Boden. Der Kleine lutscht an roten Bonbons aus einer vergilbten Tüte, wahrscheinlich sind es aus dem Müll gefischte Tabletten mit abgelaufenem Haltbarkeitsdatum. Von den Volkswagen der Polizei eskortiert, reihen sich die von kleinen und müden Pferden gezogenen Karren die Straße entlang. Die Roma werden sie niemals wiedersehen. Dann dringen die Maskierten in die Baracken ein und treiben die ganze Schar, Frauen und Kinder, mit Gewalt heraus, einem Jammerchor in den Tragödien der Antike gleich. Eine alte Frau heult. „Wo werden

Sie nun hingehen?“, fragt dieselbe Reporterin, ohne eine auch nur geheuchelte Spur von Mitleid. „Wohin sollten wir gehen? Wir wissen es nicht.“ Die Männer werden in die Polizeiwagen verfrachtet und zur Beweisaufnahme auf die Polizeistelle gebracht. Was mit den anderen geschieht, wird nicht gesagt. Der Schlusskommentar stimmt dem Einsatz zu. Noch ein Gefahrenherd gesellschaftsfeindlicher Taten sei beseitigt worden. Die Rentner in den kommunistischen Plattenbauten der „goldenen Ära“ können zufrieden sein.

Ab 1960 ging das kommunistische Regime mit sozialem Geschick zur „Lösung der Wohnungsfrage“ über. Innerhalb von drei Jahrzehnten wurden mit Billigmaterialien nach einfachsten Standards schnell Tausende von Wohnblöcken aus unfertigem Beton gebaut, die heutzutage jedes rumänische Stadtbild verunstalten, trotz der schönen Lage. Ganze Viertel mit malerischen Häusern wurden dem Erdboden gleichgemacht und durch ausgedehnte, gruselige Betonghettos mit dicht beieinander stehenden Hochhäusern ohne Grünflächen oder Kinderspielplätze ersetzt. Eine zum größten Teil aus den ländlichen Gegenden kommende Bevölkerung wurde in diesen Gebäuden zusammengepfercht. Ein ganzes Volk wurde gezwungen, in diesen „Streichholzschachteln“ zu leben, wie die Betonbauten aus Fertigteilen genannt wurden.

Wie einfach ist es, die Roma für Rumäniens schlechtes Bild in der Welt verantwortlich zu machen! Ständig darüber zu klagen, dass die Ausländer die Rumänen (ehrenhafte Bürger, friedlich, fleißig, Bewahrer aller urväterlichen Tugenden) mit den Roma, der „Ersatznation“, wie sie in unseren dummen und rassistischen Witzen auftaucht, verwechseln. Doch im Grunde ist das Problem der Roma in Rumänien auf die rumänische Roma-Politik und nicht auf eine „rassische Minderwertigkeit“ zurückzuführen.



Roma vor seinem Haus in Mihail Kogălniceanu (Karamurat) in der Dobrukscha.
Foto: Josef Sallanz

Vielleicht sollte von Zeit zu Zeit an die historischen Wurzeln dieses Problems erinnert werden. Die Rumänen aus der Walachei und der Moldau haben die Roma vor ein paar hundert Jahren unterworfen und zu Leibeigenen gemacht. Sie waren die Einzigen in Europa, die so vorgingen. So wurden die Roma gezwungen, ihr natürliches Nomadentum gegen die Ansiedlung auf dem Land ihrer Besitzer einzutauschen. Sie wurden von freien Menschen in sprechendes Vieh umgeformt, so wie die schwarzen Sklaven in Amerika. Innerhalb von Hunderten von Jahren wurden sie gekauft und verkauft, ihre Familien gespalten, die Kinder von den Müttern und die Frauen von den Männern getrennt, die jungen Frauen fortdauernd von ihren Besitzern missbraucht, die „Kesselfarbigen“ wurden zum Gegenstand der allgemeinen Verachtung und Diskriminierung. Als Landknechte gebunden und wie die Tiere fortgepflanzt, haben sich die Roma aus den rumänischen Fürstentümern hier mehr als sonst in Europa vermehrt. Wir haben folglich das Problem unserer Roma geschaffen. Es ist unsere historische Schuld.



Junge Roma-Familie in Mihail Kogălniceanu (Karamurat), Dobrukscha. Foto: Josef Sallanz

Da sie gezwungen worden waren, sesshaft zu werden und Feldarbeit zu verrichten, vergaßen die Roma ihr traditionelles Handwerk. Sie hörten auf, Kesselflicker, Goldschmiede, Musikanten, Tanzbärenführer, Löffelmacher usw. zu sein. Stattdessen wurden sie bequeme und gleichgültige Landwirte, wie es bei allen Sklaven immer der Fall war. Wie soll man mit Begeisterung arbeiten, wenn man nicht für sich selbst arbeitet? Ob man arbeitet oder nicht, man bekommt sowieso eine Tracht Prügel. Mit der Zeit wurden die Roma zu einer amorphen, verfallenen Masse, die sich an die einstige Freiheit kaum noch erinnern konnte. Sie wurden feige, verleumderisch, zornig, krank und voller Sünde. Die heißblütigen Jugendlichen lehnten sich gegen die bestehende Ordnung auf ihre Art auf: Sie stahlen Pferde, plünderten, fälschten Geld, vergewaltigten, töteten. Die jungen rumänischen Landsknechte von damals waren nicht anders.

Befreiung als Schicksalsschlag

Paradoxerweise hat sich im 19. Jahrhundert die Befreiung aus der Sklaverei für die Roma als ein Schicksalsschlag erwiesen. Es ist nicht das erste Mal in der Geschichte, dass

der Humanitarismus zu schrecklichen Katastrophen führt. Die Roma-Sklaven wurden vor Hunderten Landhäusern der aufgeklärten Grundbesitzer zusammengerufen, und ihnen wurde mitgeteilt: „Brüder, von nun an seid ihr frei! Geht, wohin ihr wollt!“ Das menschliche Unheil, das dieser organisatorisch und psychologisch völlig unvorbereiteten „Befreiung aus der Sklaverei“ folgte, ist unvorstellbar. Hunderttausende Roma wurden auf einmal frei, vor Hunger zu sterben. Freigesetzt, aber ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Mittel zum Lebensunterhalt, ohne einen Glauben, eine Kultur, nur mit dem nackten Menschsein in sich, kamen sie bald ins Gefängnis. Niemand weiß, wie viele von ihnen damals an so viel Freiheit gestorben sind. Und wie viele bis heute ums Leben gekommen sind.

Wir schimpfen die ganze Zeit über die Roma. Was würden wir aber an ihrer Stelle tun? Wie ist es, als Rom auf die Welt zu kommen und inmitten eines Volkes zu leben, das dich hasst und verachtet? Nehmen wir an, du gehst über das kulturelle Hindernis hinweg, in einem schmutzigen und elenden Umfeld geboren zu sein, dass dein Vater Toiletten entleert und deine Mutter die Treppe sauber macht, dass die Brüder im Knast sind, dass man in der Schule Kopfläuse bei dir gefunden und dich von den anderen Kindern getrennt hat, die dich auslachten, dass kein Kind mit dunkler Haut im Schulbuch abgebildet ist. Nehmen wir an, du wirst als Erwachsener ein ehrlicher Arbeiter, wie alle anderen. Wirst du einmal anders als „du Zigeuner“ angeredet werden? Wird man dir bei der geringsten Gelegenheit nicht etwa immer vorwerfen, dass „der Zigeuner ein Zigeuner bleibt“? Wie soll man unter diesen Umständen nicht wütend werden und diesen Teufelskreis nicht schließen wollen: Sie hassen mich, weil ich böse bin, und ich bin böse, weil sie mich hassen ...?

Wir sind empört, wenn die Ausländer uns als ein Volk von Missetätern betrachten. Aber wir selbst betrachten die Roma so. Und dadurch zwingen wir sie dazu, so zu sein. Viele Rumänen wollen von Roma-Händlern nichts kaufen, stellen keine Roma-Mitarbeiter ein, dulden keine Roma-Nachbarn wegen ihrer Straffälligkeit und Promiskuität. Es stimmt ja: Verachtet, ohne eine angemessene Erziehung und ohne ihr traditionelles Handwerk wurden viele Roma zu Schurkereien und einer erniedrigenden Lebensweise gezwungen. Obwohl die ganze rumänische Bevölkerung arm ist, erreichen Armut und Krankheiten im Roma-Milieu wahrhaft unmenschliche Dimensionen.

Trotzdem neigen die staatlichen Behörden, die Schulen, die Polizei, die Justiz zu Strafexpeditionen in den Roma-Siedlungen, was die Lage nur verschlechtert. Heutzutage bewohnen die Roma in den Städten alle Orte, an denen sonst niemand leben möchte: Trümmerberge im Zentrum, Pappkarton- und Wellblechhütten am Stadtrand und Grundstücke ohne Besitzer. Es gibt heutzutage in Bukarest Wohnviertel, in denen fast ausschließlich Roma leben – Ferentari, Giulești oder Rahova –, wo der Mangel

an Erwerbschancen und die Straftaten katastrophale Quoten erreichen. Nirgendwo wäre das Wort „Ghetto“ angebrachter als im Falle dieser finsternen Orte. Hunderte von Jugendlichen in bunten T-Shirts und mit gefärbten Haaren träumen nur davon, um jeden Preis auszuberechnen.

Es ist furchtbar, wenn auf übertriebene, emotionale, zudringliche Weise öffentlich der Eindruck erweckt wird, die ganze Gruppe, der der Einzelne angehört, verkörpere dessen Unmenschlichkeit und Grausamkeit. Es ist ungeheuerlich, wenn man die vielfältigen menschlichen Facetten im Namen der Reinheit und Überlegenheit anderer beseitigen will. Denn die Schönheit des Menschen besteht eben in seiner Vielfalt. Im Laufe der Zeit wurden jedoch Schwarze, Juden, Frauen, Muslime, Homosexuelle als Nichtmenschen oder noch nicht vollkommene Menschen dargestellt und als solche behandelt. Es ist daher unerträglich, Menschen nach genetischen, ethnischen, konfessionellen oder geschlechtlichen Unterschieden zu bewerten, ganz gleich, wo wir selbst stehen.

Der Rom aus Rumänien ist ein menschliches Wesen und ein rumänischer Bürger. Es verwundert, dass daran erinnert werden muss. Wir können die Vorteile und Nachteile der Demokratie oder der universellen Erklärung der Menschenrechte hinterfragen. Aber wenn wir mit ihren Grundsätzen einverstanden sind, sind wir nicht berechtigt, den Roma ihre Menschlichkeit und das Bürgerrecht abzuspochen. Man kann sie als eine Ethnie voller Psychopathen und Verbrecher, als eine heimatlose, primitive und elende Gruppe betrachten, so wie sie heutzutage von vielen Rumänen diffamiert werden. Tatsächlich ist der rumänische Staat multiethnisch und jeder Bürger gleichberechtigt. Der Staat ist verpflichtet, seine Bürger innerhalb und außerhalb seiner Grenzen zu schützen.

Kette von Demütigungen

Ich lese immer wieder in der Zeitung verbitterte Beiträge darüber, dass wir überall in der Welt mit den Roma gleichgestellt werden, dass ihre Vergewaltigungen und Raubtaten das Image der Rumänen stark schädigen. Ich bin auf meinen Reisen ebenfalls dieser Verwechslung begegnet, die von Ahnungslosigkeit zeugt. Weder die Roma noch die Rumänen sind daran schuld. Oft ist diese Verwechslung gewollt. Die Verantwortung tragen diejenigen, die die Völker in höher- und minderwertige unterteilen, in einer unendlichen Kette von Demütigungen.

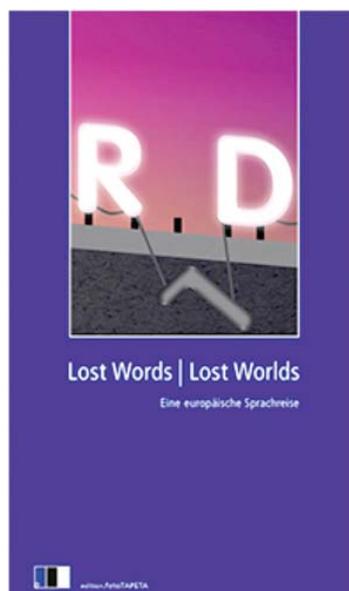
Was uns betrifft, führt es zu nichts, immer wieder auf dem ethnischen Unterschied zwischen Rumänen und Roma zu bestehen. Er ist sowieso offensichtlich für uns alle. Aber von Überlegenheit und Unterlegenheit zu sprechen, bedeutet, rassistisch zu sein. Auch ruft nicht nur die Verwechslung mit den Roma eine Verachtung der Rumänen in der Welt hervor. Die Rumänen wurden auch in der Vergangenheit unabhängig von dem Roma-Problem verachtet: In Siebenbürgen etwa waren sie jahrhundertlang das schwarze Schaf des Habsburgischen Reiches.

Das bedeutet jedoch nicht, dass es nicht viele und besonders prekäre Probleme der in Armut, Unterentwicklung und Verbrechen versunkenen Ethnie der Roma gebe. Ihre soziale und kulturelle Rückständigkeit ist historisch begründet, aber nicht genetisch bedingt. Wir werden dieses Problem nicht einfach lösen, aber auch nicht dadurch, dass man zu Hass und Verachtung aufruft. Aber das Verschwinden der Roma, die, ob es uns gefällt oder nicht, ein historisches Erbe und ein Bestandteil des rumänischen Volkes sind, wäre ein großer Schaden für uns alle.

Bis in die dunkelsten Winkel

Am Ende der Sendung, die ich anfangs erwähnte, steht ein Polizeioffizier vor dem Mikrofon und erläutert die Wirksamkeit des laufenden Einsatzes – im Hintergrund das Heulen der mit Gewalt aus den eigenen Baracken vertriebenen Frauen. Plötzlich stürzt ein Rom auf die Kamera zu und schreit so laut, dass für einen Augenblick das Zäpfchen in seinem Hals sichtbar wird: „Wir werden verhungern! Gebt uns unsere Karren zurück! Was sollen wir ohne sie machen?“ Der Polizist drängt ihn mit Gewalt zurück. Es entsteht ein Handgemenge, die Kamera kippt, die in Panik geratene Reporterin schreit etwas, und es folgt eine Unterbrechung. Wir befinden uns in einem prächtigen Wohnzimmer mit einer großen Zierpflanze in einer Ecke neben einem Sofa, auf dem sich zwei Frauen über die Vorteile eines bestimmten WC-Desinfektionsmittels unterhalten. Dem herkömmlichen Produkt gelingt es nicht, überall einzudringen, wo sich die Mikroben verstecken. Aber das neue verfolgt sie bis in die dunkelsten Winkel hinein. Ein kleiner Zeichentrickfilm zeigt die erschrockenen Mikroben, die in großem Durcheinander vor dem wundersamen Mittel fliehen. Von seinem Dampf berührt, schwellen die karikierten Gesichter an und platzen wie kleine Knallkörper. Das Porzellan der Toilette glänzt dann verführerisch, und dieser Glanz wird von einem Glöckchenton untermalt.

Mircea Cărtărescu, Schriftsteller, wurde 1956 in Bukarest geboren. 2011 ist im Wiener Zsolnay-Verlag als zweiter Teil seines Opus magnum „Orbitor“



der Roman „Der Körper“ erschienen. Vorliegender Text ist eine leicht gekürzte Fassung seines Beitrags aus dem von Kateryna Stetsevych, Katari-na Tojic und Stefanie Stegmann herausgegebenem Band „Lost Words / Lost Worlds. Eine europäische Sprachreise“ (Edition FotoTapeta, Berlin 2013). – Aus dem Rumänischen von Raluca Rădulescu.

Was ich jemandem erzähle, der nach den rumänischen Roma in Berlin-Neukölln fragt ...

Europäer

Eva Ruth Wemme

Frage: Amanda, warum bist du nach Berlin gekommen?

Antwort: Ich bin mit meinem Mann gekommen. Er hat in Rumänien keine Arbeit mehr gefunden. Seine ganze Familie ist hier. Sie hatten einen großen Bauernhof. Niemand wollte ihnen mehr Fleisch abkaufen. Das Fleisch in Rumänien kommt nicht mehr von den Bauern.

Frage: Gibt es sonst noch einen Grund?

Antwort: Ich möchte, dass meine Kinder eine Zukunft haben.

Amanda kommt in den Deutschunterricht und ruft, dass ihr Nachbar am Nachmittag nach Rumänien fährt, ob jemand etwas nach Hause ins Dorf schicken will. Die Frauen überlegen. Ich schlage ihnen vor, Briefe zu schreiben. Von allen Schülerinnen kann nur Amanda nicht schreiben. Sie hat mit 14 geheiratet, kann sich die Buchstaben nicht merken. Alle Frauen im Deutschkurs beschließen, lieber Süßigkeiten zu kaufen. Nur Amanda kann sich vorstellen, dass ein Brief eine große Freude für die im Dorf wäre. „Könntest du schreiben und ich diktiere?“ Die anderen Frauen lachen, Amanda streicht sich die Haare unter das Kopftuch aus fuchsrotem Tüll und sieht aus dem Fenster. Sie hat noch nie einen Brief geschrieben und auch noch nie einen bekommen. Sie sagt: „Liebe Großmutter und lieber Großvater, ich habe große Sehnsucht nach Euch.“ Sie schweigt und sieht wieder aus dem Fenster. „Und dann weiter: ‚Liebe Tante Vica, ich habe große Sehnsucht nach Dir. Lieber Onkel Samuel, ich habe große Sehnsucht nach Dir. Lieber Bruder Moise, ich habe große Sehnsucht nach Dir. Liebe Schwester Maria, ich habe große Sehnsucht nach Dir. Liebe Cousine Rebeca, ich habe große Sehnsucht nach Dir. Liebe kleine Estera, ich habe große Sehnsucht nach Dir.‘ Ja, jetzt werden alle zufrieden sein.“ Dann nimmt sie den Stift, seufzt und unterschreibt mit einem Schnörkel.

Frage: Und deine Eltern?

Antwort: Sie leben in Frankreich. Ich fahre im Sommer hin. Sie leben in einem kleinen Dorf, die Polizei lässt sie in einer verlassenen Villa leben. Mit 7 Zimmern!

Frage: Warum lebst du nicht auch in Frankreich?

Antwort: Ich lebe doch hier.

*

Frage: Marta, gehst du zur Schule?

Antwort: Nein, ich habe keine Papiere.

Frage: Was heißt das, keine Papiere?

Antwort: Mein Ausweis ist abgelaufen und die Verlängerung kostet 200 Euro. Ich bin nicht polizeilich gemeldet. Der Hausbesitzer will meiner Mama keinen Stempel geben.

Frage: Wollen wir am Montag in die Schule gehen? Jedes Kind darf in die Schule.

Antwort: Ja? ... Ich habe auch viele Stifte. Wann treffen wir uns?

Frage: Ich hole dich und deine Mutter halb acht ab.

Antwort: Meine Mutter kann nicht kommen. Sie arbeitet.

Frage: Aha?

Antwort: Ja, mit den Zeitungen. Sie steht vor dem Supermarkt. Sie ist immer sehr müde. Sie muss immer arbeiten. Ich mache dafür den Haushalt.

Frage: Und dein Vater?

Antwort: Ich habe keinen.

*

Amanda ist Martas Nachbarin. Sie sagt, dass aus der Wohnung von Marta Wanzen kommen. „Die sind nicht wie wir.“ Amanda erklärt mir, dass Marta und ihre Mutter anders leben, nicht so zivilisiert, aber dass sie deshalb auch Menschen sind. Neben uns sitzt Marian. Marian und Amanda sind aus demselben Dorf nach Berlin gekommen. „Wir sind nicht wie die“, fängt er andersherum an. „Die sind so, wie man denkt, dass Roma sind, Zigeuner, weißt du? Aber wir, wir sind aus Fântânele und wir sind Pfingstkirchler. Wir glauben an Gott, und Gott sieht, dass wir Europäer sind, wir stehlen nicht, wir trinken nicht, wir betrügen nicht, wir lieben die Sauberkeit und die Ordnung, wir betteln nicht, wir treiben keine Kinder ab, wir gehen in kein Spielcasino, wir gehen nicht in Bars, auch nicht für einen Kaffee. Wir kochen unseren Kaffee immer zu Hause. Aber die Familien aus Bacău oder Craiova, die sind anders. Ich sage nicht, dass das keine guten Menschen sind, aber sie leben anders und manche sind so, wie man sagt, dass Zigeuner sind. Und es gibt ja so viele verschiedene Möglichkeiten ...“, Marians Handy klingelt, „Friede sei mit dir“, begrüßt er den Anrufer, entschuldigt sich und geht. Amanda sagt Marians Satz zu Ende: „Es gibt so viele Möglichkeiten, ein Rom zu sein, weißt du?“

*

Frage: Norică, seit wann bist du in Berlin und warum bist du hergekommen?

Antwort: Vor zwei Monaten sind wir aus Frankreich gekommen. Weil wir dort keine Arbeit mehr hatten, und hier leben Verwandte von uns. Nach Rumänien können wir nicht, dort gibt es erst recht keine Arbeit.

Frage: Warum hattet ihr keine Arbeit mehr in Frankreich?

Antwort: Weil ich schwanger geworden bin. Ich habe bei einem Franzosen geputzt und gebügelt. Er hat alle Papiere für mich erledigt. Aber als er hörte, dass ich schwanger bin und bald nicht mehr arbeiten kann, hat er mir gekündigt. Mein Mann hatte nur Gelegenheitsjobs. Jetzt sind wir hier. Es ist sehr schwer für uns. Wir haben zum Glück eine Wohnung gefunden. Im Chinesenhaus. Der Chinese vermietet ehemalige Hotelzimmer für 700 Euro im Monat. Wir leben da alle zusammen.

Wir danken Gott für das Baby und für alles Gute, was wir erfahren haben.

Norică steckt die Hand in ihre Tasche. Sie holt drei grüne Kugeln heraus und streckt sie mir hin. „Mirabellen. Nimm, ich habe sie eben gepflückt. Läuft dir da nicht das Wasser im Mund zusammen? Mir schon.“ „Es sind keine Mirabellen, und sie sind unreif“, sage ich und schüttle den Kopf. Norică lächelt. Die drei haselnussgroßen, grasgrünen Früchte in ihrer Hand spiegeln sich in ihren Augen. Sie erinnern sie an den Frühling, in dem sie als Kind am Feldrain grüne Mirabellen zwischen den weichen Blättern herausklaubte. An den Sommer, in denen sie die Hände in den Eimer mit frisch geernteten Früchten grub, und an den Winter, in denen sie auf den Pfützen über die Dorfstraße schlitterte und unter dem Eis ein noch grünes Blatt wie unter Glas lag. Nur an den Herbst hat sie keine Erinnerung. Im Herbst hat sie ihr letztes Kind verloren, das noch nicht geboren war. Damals lebten sie noch in Portugal, sie putzte in einem Imbiss bis spät nachts, und plötzlich fing sie an zu bluten. Norică schüttelt sich und legt mir die Früchte auf den Tisch. „Ich habe ein Kind verloren, es war ein Mädchen, ich habe es im Traum gesehen. Gott hat mir den Traum geschenkt, damit ich mein Kind wenigstens einmal sehen kann. Ich habe Angst, dass ich auch dieses neue Kind verliere. Gehst du mit mir zum Arzt? Geht das ohne Versicherung?“ Ich nicke, nehme die Früchte und denke auch an die Jahreszeiten und daran, dass mir noch keine fehlt.

*

Frage: Herr Stavarache, haben Sie gehört, was der Innenminister im Fernsehen über die Roma gesagt hat?

Antwort: Ja, über die Osteuropäer, dass die Politiker überlegen, wie sie uns ausweisen können.

Frage: Das ist auch Wahlkampf.

Antwort: Aha. (Kurze Pause) Ich möchte nur sagen, dass wir allen Menschen mit Respekt begegnen. Dass wir keine Wilden sind. Dass wir wissen, wie man mit einem Gegenüber spricht. Wir sind Musiker. Wir sind viel herumgekommen, weltgewandt.

Frage: Was heißt das, Sie sind viel herumgekommen?

Antwort: Zuerst in Rumänien. Zu Hochzeiten und Festen. Aber wir sind gläubig, wir wollten das nicht mehr, das ist nichts für uns. Also sind wir im Sommer nach Griechenland gegangen und haben für die Touristen gespielt. Dann ging es dort nicht mehr gut. Wir waren in Italien, Frankreich, Portugal, Belgien, Dänemark. Duftbäumchen verkaufen. Jetzt sind wir hier.

Frage: Was arbeiten Sie?

Antwort: Bei der BSR oder auf dem Bau.

Frage: Bei der BSR? Sie dürfen doch nur als Gewerbetreibende arbeiten.

Antwort: Wir arbeiten freiberuflich für die BSR ... als Müllsackeinsammler.

Frage: Und auf dem Bau?

Antwort: Bei den Serben. Ich habe auch am neuen Flughafen mitgearbeitet. Aber ich habe kein Geld bekommen. Doch ich respektiere dieses Land. Ich danke diesem Land für alles, was es für mein Kind tut.

Frage: Was ist mit Ihrem Kind?

Antwort: Es hat Trisomie 21.

*

An einem Mittwochabend bin ich sehr müde und möchte im Bio-Laden Schokolade kaufen. Manchmal hält man es nicht aus, so viel über die Armut zu wissen und kaum etwas dagegen tun zu können. Sie kommt mir manchmal so unreal vor, als hätte ich davon nur in einem Buch – über ein fernes Land oder das 19. Jahrhundert – gelesen, Krankheit und Elend, Wohnungen ohne Heizung, ohne Fensterscheiben, Sklavenarbeit, Demütigung und Kinder in Polizeigewahrsam. Ist da die Rede von Roma? Das ist in Wirklichkeit egal, da bin ich sicher. An ihnen zeigt sich nur, was man sonst nicht wahrhaben wollte. An ihnen kann man das Elend betrachten und sagen: „Diese da sind arm, nicht wir, aber sie sind selber schuld oder jedenfalls ein bisschen. ‚Echte‘ Europäer aber, wie Italiener, Belgier, Portugiesen oder auch Rumänen, würden nicht im Elend leben, Europa ist so nicht“. Gut, dass die Rede von den Roma ist. Denn der gegenteilige Gedanke würde das europäische Selbstbild kurzerhand verblassen lassen. Im Türrahmen des Bio-Ladens steht eine Frau, die ich kenne. Sie hält einen Stapel Obdachlosenzeitungen im Arm. Ich kenne sie aus dem OP im Urbankrankenhaus. Ich habe für sie gedolmetscht, ihre Hand gehalten und später in ihrer Wohnung gesessen, die voller pastellfarbener Draperien ist. Sie hat mir ihre Familie vorgestellt und mir Fanta kredenzt. Sie hat mit keinem Wort über ihre Armut geredet, sondern ihr Mann hat mir von Italien erzählt, wie schön dieses Land ist und voller Kultur. Ich kenne sie mit Kopftuch und langem Rock. Jetzt hat die Frau eine Hose an und könnte auch aus Athen, Florenz oder sogar Pirna sein. Sie möchte an diesem Abend nur eine arme Frau sein, keine arme Romni aus Craiova. Sie möchte eine mittellose Europäerin sein, das reicht ihr für heute.

*

Iulia sagt „Ha“. Das heißt auf Romanes „Iss“. Ich beiße in das Milchbrötchen und sie lacht: „Du lernst unsere Sprache, das ist gut.“ Während ich esse, fragt sie mich: „Könntest du mir nicht helfen für eine Familie eine Wohnung zu finden? Sie haben sieben Kinder. Sie sind Glaubensbrüder, und ich habe gesagt, sie können bei mir wohnen. Aber du weißt, dass wir selbst nur in einem Zimmer leben. Ich kann sie nicht vor die Tür setzen, ich habe Angst.“ „Wovor?“ „Vor Gott. Er duldet es nicht, wenn wir kein Mitleid haben.“

Iulia liebt Gott sehr. Sie hat sich im Winter im Treptower Kanal taufen lassen. Die Männer haben dafür ein Loch in das Eis gehackt, und sie ist in einem weißen Kleid in das Loch gestiegen und voller Liebe wieder herausgekommen. Im Februar ist der Heilige Geist über sie gekommen. Gott hat mit ihrer Zunge gesprochen. Sie hatte plötzlich eine sehr tiefe Stimme und hat etwas Wichtiges verkündet: „Ihr Roma in Berlin. Ich, euer Herr und Gott, brauche euch als meine Werkzeuge in dieser Stadt und in diesem Land. Durch euch will ich zu den Deutschen sprechen!“

*

Frage: Cosmina, seit wann seid ihr in Berlin und warum?
Antwort: Seit einem Jahr. Mein Mann ist sehr krank, ich habe meine Arbeit in Rumänien verloren, ich musste unser Haus verkaufen, wir können also auch nicht mehr zurück. Mein Mann hat kranke Nieren. Er muss zur Dialyse. Er muss auch oft ins Krankenhaus, er hat auch Hepatitis B, wir haben deshalb 27.000 Euro Schulden im Krankenhaus und beim Rettungswagen. Aber er hat geblutet wie ein Schwein, er hat sich den Schlauch herausgerissen, ich musste ihn ins Krankenhaus schicken. Ich habe oft Angst, dass er stirbt. Meine beiden Zwillinge konnten in Rumänien nicht zur Schule, sie waren fast blind. Hier konnten sie operiert werden. Jetzt können sie wieder gehen, ohne hinzufallen, und sie können wieder in die Schule. Meine Jüngste hat auch eine Krankheit, sie wird oft ohnmächtig. Ich putze bei einem Serben. Wir haben manchmal kein Geld für Essen. Ich kann nicht mehr. Ich habe nur die Kraft, dich anzurufen und dich um Hilfe zu bitten. Ich kann nicht lesen und schreiben, ich habe Schulden beim Strom und beim Gas. Mein Mann schreit, dass er Butterbrot will, aber ich kann ihm keins kaufen.

*

Veronica erinnert mich an Ingrid aus meinem westfälischen Dorf. Ingrid schloss sich in ihrem Zimmer ein, wenn ihre Familie das Heu einfuhr oder Kartoffeln hackte. Sie las dann Bücher über Ludwig II oder über Elvis Presley. Sie ist später nach Hamburg gezogen. Ihre Familie ist stolz auf sie. Ingrid hat das gleiche weiche Gesicht wie Veronica. Veronica grüßt mich auch anders als die übrigen Frauen. Sie redet mit mir nicht wie eine Schwester oder Tante oder Mutter, sie hakt mich nicht unter und küsst mich nicht. Sie redet mit mir so, als wäre sie überzeugt davon, dass wir uns ähneln, weil wir nicht sind, wie die anderen. Veronica erklärt, dass sie in Bukarest studiert hat. Tourismus und Management. Mit Diplom. Wir gehen nebeneinander zur Kleiderkammer, die ich ihr zeigen will. Unsere Schritte werden schneller und fröhlicher. Ihr schwarzes Kopftuch und ihre langer schwarzer Rock wippen.

Frage: Und wirst du hier etwas damit anfangen?

Antwort: Nein. In welcher Sprache denn? Ein Gewerbe kann ich auch nicht anmelden. Ich bin nicht polizeilich gemeldet. Ich habe keinen richtigen Mietvertrag. Aber ich würde putzen, wenn du irgendwo was weißt.

*

Die Beratungsstunde im Neuköllner Nachbarschaftsheim ist zu zwei Stunden geworden und dann zu drei und inzwischen zu sechs. Der Flur ist voller Menschen und Kinderwagen. Wir lesen Briefe, füllen Formulare aus, vereinbaren Raten, machen Arzttermine, Anwaltstermine, wenden Pfändungen und Kündigungen ab, manchmal werde ich gefragt, wie man ein Kind zum Essen bringt oder was gut gegen Traurigkeit ist. An einem Nachmittag kommt Elena. Sie sagt: „Hier bringe ich dir zwei Frauen, sie brauchen Hilfe mit Formularen. Sie sind neu hier. Sie sind

Gabor-Frauen.“ Elena betont das Wort „Gabor“ und nickt mir zu, als hätte sie mir zwei Königinnen vorgestellt. Die Gabor-Schwestern lächeln amüsiert. Sie tragen pastellfarbene Blusen und Plisseeröcke und Blumentücher. Elena nickt mir noch einmal zu: „Sie sind schön wie der Frühling, nicht wahr?“ Die beiden Frauen kommen aus Târgu Mureș, sie sprechen Rumänisch, Ungarisch und Romanes. Frage: Elena, was ist das, Gabor?

Antwort: Die Gabori sind sehr feine Leute. Sie sind klug, sie kennen die Bibel. Wohlhabende Leute oft. Jedenfalls früher. Sie können diese schönen Blechverzierungen auf den Dächern machen. Sie können Häuser bauen, wie du sie noch nie gesehen hast. Und sie reden so schön, ohne Fehler.

*

Frau Lezeanu ist als Prostituierte nach Berlin gekommen. Als sie von einem Kunden schwanger wurde, hat ihr Zuhälter sie entlassen, aber die Kolleginnen haben sie und das Kind bei sich behalten. Dann hat Frau Lezeanu wieder gearbeitet und ist wieder schwanger geworden. Sie hat eine Abtreibung gewollt, aber ist zu spät zum Arzt gegangen. Sie und ihr Kind haben zuletzt alleine in der Wohnung der Kolleginnen gewohnt und haben die Miete nicht bezahlen können. Sie sind geräumt worden. Sie ruft mich am Freitagabend an und sagt, dass sie keine Bleibe mehr hat. Ich beginne zu telefonieren. An einem Freitagabend gibt es aber keine freien Notunterkünfte mehr. Auch nicht in der Bahnhofsmision für eine Hochschwangere mit kleinem Kind. Die Missionsschwester sagt knapp, dass alle Plätze voll sind. Ich schreie sie an, als wäre sie ganz Berlin mit all der Ignoranz, sie schreit nicht zurück. Gegen elf, als es schon dunkel wird, treffe ich mich mit Frau Lezeanu vor einem Hostel. Ich habe den Besitzer per Telefon vorbereitet. Ich bezahle ihr drei Nächte, meine Freunde haben Geld dazu gegeben. Sie bedankt sich, ihr Gesicht ist regungslos wie nach einem großen Schreck. Dann zeigt sie mir noch einen Brief vom Jugendamt, sie hat einen Gerichtstermin wegen Kindeswohlgefährdung. „Immer drohen sie damit. Aber ich liebe mein Kind. Ich brauche Hilfe. Vielleicht ist es wegen meinem Beruf früher. Oder nein, es ist wohl, weil ich bin, was ich bin.“

*

Marian fährt mich und seine Frau mit dem Auto zum Krankenhaus, ich werde für sie dolmetschen, sie hat Magenprobleme. Er macht eine Kasette für mich an. Wir hören eine Predigt, der Prediger schreit, als würde er gegen einen riesigen Gott anschreien. Er zitiert aus der Bibel: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan. Und was ihr für einen dieser Geringsten nicht getan habt, das habt ihr auch mir nicht getan.“

Eva Ruth Wemme arbeitet als Literaturübersetzerin und nebenbei als Sprach- und Kulturmittlerin für Neuankömmlinge aus Rumänien in Berlin. Fragen oder Anregungen: post@evaruthwemme.de. (www.meine7000nachbarn.wordpress.com)

Einblicke in meinen sechsmonatigen Aufenthalt als Gast-Promotionsstudentin in Berlin

Heute vor einem Jahr ...

Amelia-Liana Văidean

Heute vor einem Jahr begann mein Studienaufenthalt in der wahrscheinlich schönsten Hauptstadt, die ich bis jetzt in meinem Leben gesehen habe. Ich landete ganz aufgeregt und erschöpft auf dem Flughafen Tegel und hatte einen zwanzig Kilo schweren Rucksack als Gepäck, in dem all mein Hab und Gut steckte.

Ich promoviere an der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg/Cluj-Napoca unter der akademischen Leitung von Prof. Dr. Rudolf Gräf. Vor drei Jahren habe ich mich für einen Stipendiumsplatz eingeschrieben, den ich infolge eines Wettbewerbes erhalten hatte. Bestandteil des Stipendiums war ein sechsmonatiger Aufenthalt an einer Universität innerhalb der Europäischen Union. Ich bin mir heute nicht mehr sicher, ob ich Berlin als meinen Zielort ausgewählt hatte, bevor ich überhaupt wusste, dass es dieses Stipendium gibt, oder ob ich es als meinen größten Gewinn überhaupt angesehen habe, nach Berlin kommen zu dürfen. Auf jeden Fall bekam ich im Februar 2012 die erfreuliche Einladung von Prof. Dr. Birgit Aschmann vom Institut für Geschichtswissenschaften, Lehrstuhl für Europäische Geschichte des 19. Jahrhunderts. Der Weg nach Berlin stand mir offen! Durch die Hilfe meiner guten Freunde Dr. Meinolf Arens und Christof Kaiser wurde auch für die beste Unterbringung überhaupt gesorgt: „Ein 18 qm großes Zimmer plus eigenes Bad, Einbauschränk und Blick über den Tiergarten“ lautete die kurze Beschreibung des Zimmers, die Christof mir per E-Mail schickte. In den schönsten Träumen hätte ich mir diesen Blick über den Tiergarten aus der Wohnung des Dipl.-Architekten Wilfried Limberg, der einer der besten Freunde geworden ist, die man sich überhaupt wünschen könnte, nicht erdenken können.

Als ich 2008 in Berlin als Praktikantin im Deutschen Bundestag bei Dieter Grasedieck, MdB, einen Monat lang die Stadt erleben durfte, habe ich mich regelrecht in diese verliebt und wollte danach immer wieder zurückkommen. Damals habe ich Berlin als Touristin erlebt: Ich habe den Fernsehturm erklimmt und die Stadt aus 203 Metern Höhe betrachtet, Madame Tussauds besucht, um über 200 Fotos von berühmten Wachsfiguren zu machen; ich habe die Innenstadt mit der Ringbahn umrundet, den Dom und den Gendarmenmarkt besichtigt, habe die Glaskuppel des Reichstagsgebäudes bewundert, am Wannsee den Segelbooten zugeschaut, aber auch das Haus der Wannsee-Konferenz besucht. Das alles war mir jedoch noch viel zu wenig.

Mein Promotionsthema handelt von den Beziehungen zwischen dem Fürstentum Moldau und Preußen in der

Zeitspanne von 1774 bis 1812 und wurde so ausgewählt, dass es mich nicht nur der Geschichte des Landes näher bringt sowie den historischen diplomatischen Beziehungen, sondern auch der Stadt Berlin und ihrer Gegenwart.

Zwei Tage nach meiner Ankunft bestieg ich die Siegessäule – und fühlte mich wie ein Mensch, für den sein größter Wunsch in Erfüllung gegangen ist. Ich war in Berlin und durfte nun hier leben. Der Zoologische Garten hat mich begeistert, jeden ersten Mittwoch eines Monats verbrachte ich in den Staatlichen Museen Berlins, um von dem freien Eintritt zu profitieren und von den Unmengen an kulturellen Reichtümern, die diese Orte verbergen. Die Pfaueninsel, Schloss Sanssouci und Potsdam überhaupt besuchte ich sogar zweimal, um noch mehr zu sehen und zu erleben. Die Kulturabende im Haus der Kulturen der Welt oder in der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft waren mir ein Vergnügen. Das Corbusierhaus neben dem Olympiastadion und vor allem mein Zuhause in den sechs Monaten, das Interbau-Projekt im Hansaviertel, sorgten für die Erweiterung meines Allgemeinwissens und zeigten mir, dass megalithische Bauten alles andere als pure Betonblocks sein können, wie ich sie aus Rumänien gewohnt bin.



Die Autorin vor dem Brandenburger Tor. Das berühmte Wahrzeichen Berlins entstand in den Jahren 1788 bis 1791 nach Entwürfen von Carl Gotthard Langhans d. Ä.; im Jahre 1793 wurde die von Johann Gottfried Schadow entworfene Quadriga auf das Tor aufgesetzt. Das Bauwerk aus Sandstein zählt zu den größten und schönsten Schöpfungen des deutschen Klassizismus.

Foto: privat

Am besten kann man die Menschen in Berlin in Bussen und Bahnen beobachten. Auf meinen langen Fahrten zwischen Tiergarten und Dahlem-Dorf hatte ich viel Gelegenheit dazu. In der U-Bahn ist man Zeitzeuge der witzigsten Geschichten und erlebt hautnah, wie unterschiedlich

und faszinierend die deutsche Kultur ist. Man sieht alle Arten von Menschen: Chinesen, die perfekt Deutsch sprechen, bis zu jungen verschleierte Türkinnen mit Telefonen, die größer als ihre Gesichter sind; Touristen, die den Stadtplan hin- und herdrehen, um Ku'-Damm und Potsdamer Platz zu finden; alte frustrierte Männer, die immer laut gegen die Ausländer schimpfen. Am schlimmsten waren jedoch die jungen Leute, die besoffen und wie aus dem am grausamsten stinkenden Loch der Erde herausgekrochen kamen und sich in die Waggonen setzten. Es ist mir passiert, dass ich manchmal nach einer Station umsteigen musste, während ich den ganzen Weg die Luft anhielt oder einfach nicht einmal einsteigen konnte wegen des leichenartigen Gestanks. Es war eine Freude für mich, als man das Trinken von Alkohol in der U-Bahn verboten hat. Nicht dass ich deswegen zuvor direkt zu leiden hatte, aber öffentliche Verkehrsmittel mit der Anmutung eines Pubs waren alles andere als das, was man sich von der preußischen Ordnung und Disziplin erhoffen würde.

Auch mit Rumänen gab es einige spontane Begegnungen. Rumänische Musikanten, die in den U-Bahn-Waggonen für lustige Musik sorgen, jedoch ihre kleinen Kinder dazu benutzen, um „Geld für Musik“ zu verlangen, machen mich einerseits stolz, dass sie wenigstens etwas Schönes für die Mitmenschen machen, aber traurig, dass sie dafür ihre Kinder als emotionale Erpressung einsetzen.

An der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche stehen immer Bettler und Bettlerinnen. Eines Tages nahm mich eine Gruppe von Frauen ins Visier und verlangte auch von mir Geld. Da ich prinzipiell gegen das Betteln bin, gab ich ihnen kein Geld. Als sie hörten, dass ich rumänisch spreche, erregten sie sich darüber, warum ich ihnen kein Geld geben wolle, jetzt da ich, wie sie meinten, welches hätte. Ich war sehr schockiert, enttäuscht, erregt und nervös hinsichtlich der Annahmen und Anschuldigungen, über die Art, in der sie mich anstarrten, und die Sturheit, mit der sie mir Geld abverlangten. Ich schämte mich, dieselbe Muttersprache zu haben wie diese Frauen, die mich danach aus tiefster Seele verflucht haben. Wenige Tage danach sah ich sie wieder bei der neuen rumänisch-orthodoxen Kirche Hl. Erzengel Michael und Gabriel in Berlin. Keine bettelte.

Meine angestammten Orte in diesen sechs Monaten waren die Staatsbibliothek und das Geheime Staatsarchiv in Dahlem. Im Sommer unternahm ich deshalb lange Touren mit dem Fahrrad, um dorthin zu gelangen. Auf den Straßen Rumäniens sind Fahrräder noch nicht so oft zu



Außensicht der sich im Bau befindlichen neuen rumänisch-orthodoxen Kirche Hl. Erzengel Michael und Gabriel in Berlin-Charlottenburg, August 2013 (www.biserica-romana-berlin.de). Foto: Josef Sallanz

sehen wie in den nördlichen Ländern Europa, deswegen habe ich mich in Berlin an diese „Extremsportart“ gewagt. Was die Sicherheit angeht, so war ich erstaunt, wie gut alles funktioniert; dass mich kein Auto überfahren hat, war nicht nur einfach Glück, sondern geplant – meine zwei Stürze, die mich mit einigen unreparierbaren Hosenschäden zurückließen, nicht. Auch den Puls der Stadt kann man auf so einer Fahrradtour wahrnehmen, wenn auch die Kopfhörer auf meinen Ohren (wie auf fast allen Ohren von jungen Leuten in Berlin) die Laute der Stadt fernhalten und einen in die eigene Welt reißen. Ich bevorzugte, Radio zu hören, um so etwa die deutsche Freude an der Fußball-Europameisterschaft mitzuerleben. Da Rumänien sich nicht qualifiziert hatte, konnte ich deutscher Fan sein, in Kreuzberger Biergärten die Spiele mit anderen Leuten ansehen und meine Wangen mit der deutschen Fahne bemalen. Manchmal stimmte die Reihenfolge der Farben nicht, was wiederum nur Beweis dafür ist, dass ich, trotz meiner Versuche, keine echte Deutsche bin.

Die sechs Monate vergingen wie im Nu, und eines Tages musste ich meinen endgültigen Abschied vom sorglosen Leben in Berlin nehmen. Einen ganz herzlichen Dank möchte ich all den Menschen sagen, die es mir möglich gemacht haben, diese wunderschöne Zeit zu erleben. Und natürlich hoffe ich auf eine baldige Rückkehr.

Amelia-Liana Văidean, 27, ist Promotionsstudentin an der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg/Cluj-Napoca. (Dieser Artikel wurde im Rahmen des Sektorenbetriebsprogramms zur Personalentwicklung 2007-2013 verfasst, welches vom Europäischen Sozialfonds als Teil des Projekts POSDRU/107/1.5/S/76841 mitfinanziert wird, „Die neue Promotion: Internationalismus und Interdisziplinarität“.)

Migrationserfahrungen von Rumänen aus dem ländlichen Raum in Italien

Gehen, um zu bleiben.

Andreas Oskar Kempf

Italien ist unter Migranten aus Rumänien seit Jahren das beliebteste Einwanderungsziel. Und Migranten aus Rumänien stellen die größte Gruppe von Einwanderern in Italien. So belief sich bereits im vorletzten Jahr die Zahl der in Italien gemeldeten Rumänen auf knapp eine Million. Die Dunkelziffer der sich tatsächlich in Italien aufhaltenden rumänischen Migranten liegt, Schätzungen zufolge, mehr als doppelt so hoch. Den größten Anteil stellen Arbeitsmigranten, die vornehmlich im niedrig qualifizierten Arbeitssektor beschäftigt sind. In der Vergangenheit wurde mehrfach von einem Exodus aus Rumänien gesprochen. Doch wie sehen die Wanderungsverläufe ganz konkret aus? Und welche Bedeutungen nehmen die Migrationserfahrungen in den Biographien der Migranten ein? Ausgehend von den Migrationsgeschichten der Bewohner eines rumänischen Bergdorfs in Vrancea, die ich über mehrere Monate sowohl in ihrem Herkunftsort als auch in Italien begleiten konnte, möchte ich hierzu auf den folgenden Seiten einen Einblick geben. Neben den Migrationsmustern, die sich aufgrund der wechselnden rechtlichen Rahmenbedingungen in den vergangenen Jahren mehrfach geändert haben, möchte ich beispielhaft aufzeigen, wie die Migrationserfahrungen in die Biographien der Migranten eingebettet sein können. Um die Anonymität der befragten Personen zu wahren, handelt es sich bei den Orts- und Personennamen um Pseudonyme.

Satulești, an den östlichen Ausläufern der Karpaten gelegen, ist ein Bergdorf, dessen knapp 2.000 Bewohner aktuell zu einem großen Teil in Italien leben. Seit sich zu Beginn der 1990er Jahre die ersten Bewohner des Dorfes auf zum Teil sehr abenteuerlichen Reiserouten auf den Weg nach Italien gemacht haben, bildeten sich Formen von Kettenmigration heraus. Den Pionieren folgten weitere Bewohner aus dem Dorf, bis sich ein engmaschiges Netzwerk an sozialen Kontakten herausbildete, das es nachkommenden Migranten immer einfacher machte, sich ebenfalls in Italien niederzulassen, häufig an genau denselben Orten.



Blick auf das Bergdorf Satulești im Verwaltungskreis Vrancea.
Foto: Andreas Oskar Kempf

Ein Dorf mit Migrationshintergrund

Die große Wanderungsbereitschaft der Dorfbewohner reicht allerdings sehr viel weiter zurück. Dies hängt damit zusammen, dass sie bis vor kurzem hauptsächlich von der Schafzucht, in Form der Semitranshumanz, lebten; von Frühjahr bis Herbst wurde ein Großteil der Schafe auf gemeindeeigenen Weideflächen gehalten, die meist mehrere Tagesmärsche vom Dorf entfernt lagen. Die Höfe im Dorf, auf denen häufig mehrere Generationen zusammenlebten, wurden zumeist als Subsistenzwirtschaft

weiter betrieben. Produziert wurde im Wesentlichen für den eigenen Bedarf.

Die Kollektivierung der Landwirtschaft, der sich das Dorf selbst aus Mangel an größeren Nutzflächen in der Umgebung weitgehend entziehen konnte, setzte saisonale Wanderungsbewegungen der Dorfbewohner vor allem nach Siebenbürgen, in Teile des Banats und in die Dobrukscha in Gang. Die Subsistenzwirtschaft im Dorf konnte so um Einnahmen durch die Anstellung als Schäfer in einer der Kooperativen ergänzt werden. Bereits bei dieser Form interner Wanderungsbewegungen wurden immer weitere Schäfer aus dem Dorf auf der Basis persönlicher Beziehungsnetzwerke rekrutiert.

In der ersten Hälfte der 1990er Jahre setzten in Satulești Wanderungsbewegungen ins Ausland ein, zunächst unweit der rumänischen Grenze in rumänischsprachige Dörfer des ehemaligen Jugoslawien, dem heutigen Serbien. Die frühe Migration von Bewohnern dieser Region nach Westeuropa sorgte für eine Nachfrage nach Arbeitern in der Land- und Bauwirtschaft. Auch diese ersten saisonalen Wanderungsbewegungen ins Ausland verliefen kettenförmig über soziale Beziehungsnetzwerke aus dem Dorf. Ab Mitte der 1990er Jahre verlagerte sich das Ausreiseziel für derartige saisonale Kurzaufenthalte aufgrund höherer Einkommensmöglichkeiten in die Türkei.

Gehen, um zu bleiben

Ebenfalls zu Beginn der 1990er Jahre brachen die ersten Arbeitsmigranten aus dem Dorf nach Italien auf. Entlang der rechtlichen Bestimmungen lässt sich seit dieser Zeit zwischen drei unterschiedlichen Phasen der Migration unterscheiden. Die erste Phase, bis zu Beginn des Jahres 2001, war in besonderer Weise von restriktiven Einwanderungsbestimmungen geprägt. Die Einreise nach Italien verlief zumeist über eine organisierte Busreise,

für deren Antritt die Bewilligung eines Visums notwendig war. Nach Ankunft in Italien setzten sich die meisten Dorfbewohner, unterstützt von Verwandten und Bekannten aus dem Dorf, die sich bereits im Land aufhielten, ab, um illegal im Baugewerbe oder in der Landwirtschaft zu arbeiten, häufig zunächst erneut in der Schafzucht. Im Rahmen von Legalisierungsgesetzen, wie sie in diesem Zeitraum wiederholt verabschiedet wurden, konnten zahlreiche Migranten ihren Arbeits- und Aufenthaltsstatus schließlich legalisieren.

Die zweite Phase der Migration, von Beginn des Jahres 2002 bis Ende des Jahres 2006, war von einer Vereinfachung der Ausreise- und Aufenthaltsbestimmungen geprägt, was zu einer verstärkten Mobilisierung der Dorfbewohner und zu einem vermehrten Familiennachzug führte. Die Transportkosten sanken deutlich und die Ausreise über eine organisierte Exkursion war nicht mehr notwendig. Es genügte ein Touristenvisum. Einige Dorfbewohner gründeten in dieser Zeit ihr eigenes Transportunternehmen. Die vermehrte Ausreise von Frauen aus dem Dorf und der Nachzug von Ehefrauen bewirkten, dass neue Erwerbszweige, wie Pflege-, Betreuungs- und Reinigungstätigkeiten, insbesondere in Privathaushalten, zu den bisherigen Einkommensmöglichkeiten hinzutraten. Vor allem für junge männliche Migranten und Familienväter, die einzig eine Subsistenzwirtschaft in ihrem Herkunftsdorf betrieben, erhöhte sich durch die Vereinfachung der Ausreisebestimmungen der Migrationsdruck.



*Zahlreiche Rumänen aus dem ländlichen Raum wohnen in einer italienischen Kleinstadt im Latium.
Foto: Andreas Oskar Kempf*

sahen sich nun diejenigen ausgesetzt, die trotz sinkender Einnahmen sowie der insgesamt stärker negativ geprägten Wahrnehmung von Migranten aus Rumänien in Italien keine Vorbereitungen trafen, um in absehbarer Zeit wieder in ihr Dorf oder in den weiter gefassten Herkunftskontext zurückzukehren.

Die meisten Migranten aus dem Dorf verfolgten daher konkrete Pläne, nach Rumänien zurückzukehren. Je

nach individueller Familiensituation, Alter und Qualifikation konnten die Gründe und konkreten Rückkehrpläne allerdings sehr unterschiedlich ausfallen. Während un- bzw. gering qualifizierte jüngere Migranten sowohl im Ankunfts- als auch im Herkunftskontext über Beschäftigungschancen verfügten, spitzte sich für ältere Migranten die Lage auf dem Arbeitsmarkt in beiden Ländern zu. Häufig planten sie, nach ihrer Rückkehr erneut eine Subsistenzwirtschaft im Herkunftsdorf zu betreiben. Im Fall eines legalen Beschäftigungsverhältnisses in Italien versuchten sie, einen italienischen Rentenanspruch zu erlangen.

Anders die Situation für jüngere Familien von un- bzw. gering qualifizierten Migranten. Da viele Migranten, die vor ihrer Ausreise ausschließlich in der Landwirtschaft gearbeitet hatten, für sich keine konkrete Erwerbsperspektive im Herkunftsdorf sahen, überwog die Angst, bei einer Rückkehr die eigene Familie nicht mehr ernähren zu können. Manche Familien, die bereits nach Satulești zurückgekehrt waren, reisten wenig später gar erneut nach Italien aus. Wenngleich die Beschäftigungsbedingungen in Italien als besser beurteilt wurden, wurde an einer Rückkehr nach Rumänien festgehalten. So nahmen die meisten Dorfbewohner paradoxerweise eine Arbeitsmigration nach Italien auf sich, um auf längere Sicht in ihrem unmittelbaren oder auch dem weiter gefassten Herkunftskontext zu verbleiben. Einige Familien hegten den Wunsch – auch im Interesse ihrer Kinder –, in eine der nächstgelegenen Städte zu ziehen und dort eine Arbeit aufzunehmen. Zum Teil wurde hierfür bereits in eine oder mehrere Eigentumswohnungen investiert. Für manche Familien stellte die Rückkehr nach Rumänien die einzige Möglichkeit dar, die über Jahre andauernde Trennung von den engsten Familienmitgliedern aufzuheben.

Einige Migranten, die mit ihren Familien zurückkehrten, verfolgten Pläne, sich mit den Ersparnissen aus der Migration im Dorf oder in der Region selbständig zu machen. Dabei konnten manche Migranten auf ihre Arbeitserfahrungen in Italien zurückgreifen. Kinder sprachen sich häufig für die Rückkehr aus. Verbunden mit der meist doppelten Berufstätigkeit der Eltern in Italien waren sie am Ankunftsort in ihrer Bewegungsfreiheit häufig stark eingeschränkt. Ältere Kinder waren für ihre jüngeren Geschwister verantwortlich. Die bei Kindern häufig angetroffene Idealisierung des Dorflebens in Rumänien konnte allerdings mit zunehmendem Alter und steigenden Bildungsbestrebungen deutlich abnehmen.

Anders die Rückkehr bei qualifizierten Migranten. Ging für sie die Migration häufig mit einer Dequalifikation einher, hegten sie meist Pläne, nach der Rückkehr wieder in ihrem Beruf zu arbeiten. So auch im Fall von Ana Moșeanu (37), die als Mutter von zwei Kindern bereits vor ihrer Migration als Erzieherin im Dorf arbeitete und der auch nach ihrer vierjährigen Arbeitsmigration als Pflege- und Haushaltskraft in Italien der Wiedereinstieg in ihren Beruf gelang.

Die Migration als biographischer Wendepunkt

Anders als diese berufliche Kontinuität vermuten lässt, können die Erfahrungen während der Migration allerdings einen tiefgreifenden biographischen Wendepunkt auslösen. So ging im Fall von Ana mit der Arbeitsmigration ein deutlicher Emanzipationsschub einher. Im Jahr 2004 nahm Ana zunächst ein Jahr unbezahlten Urlaub, um über ein Touristenvisum und mit Hilfe einer Arbeitskollegin, die kurz vor ihr nach Italien aufgebrochen war, eine Stelle als Pflegekraft in einem Privathaushalt zu finden. Die Kinder blieben gemeinsam mit ihrem Ehemann bei ihren Eltern in Satulești zurück. Als ihr Ehemann seine Stelle im Dorf kündigte, verschlechterte sich die finanzielle Situation der Familie deutlich, und Ana verlängerte ihren Aufenthalt in Italien.



*Neben kommunalen Infrastrukturprojekten investieren zahlreiche Migranten hauptsächlich in ihre Häuser im Heimatdorf.
Foto: Andreas Oskar Kempf*

Durch ihre Pflege- und Haushaltstätigkeiten in einem Mehrgenerationenhaushalt in Italien erhielt Ana einen tiefen Einblick in das Familienleben ihres Arbeitgebers. Ihr Kennenlernen anderer Beziehungsformen zwischen Männern und Frauen in der Migration wirkte als Impuls, sich von ihrem Ehemann zu trennen. Die Migration löste eine tiefgehende Reflexion aus. Ana erkannte, wie sehr sie bereits seit Jahren unter ihrer Ehe litt. Durch ihre Einbindung in ein enges soziales Netzwerk am Ankunftsort, das sie bei ihrer Entscheidung unterstützte, konnte sie sich aus ihrer Ehe lösen. Aus der Analyse von Anas Lebensgeschichte wird darüber hinaus deutlich, wie sehr sich Ana, indem sie an ihrer sehr konfliktvollen Ehe über Jahre festhielt, an einer Form des Zusammenlebens orientierte, wie sie sie von ihren eigenen Eltern kannte.

Bereits die Ehe ihrer Eltern war von starken Konflikten gekennzeichnet. Ausgelöst durch ihre Erfahrungen im Verlauf der Migration gelang es Ana somit schließlich, sich aus einem bestimmten Tradierungszusammenhang zu lösen, wie er in Erfahrungen in ihrer Herkunftsfamilie bereits angelegt war.

Die Dynamik zwischen Biographie und Migrationsverlauf

Bereits dieser kurze Einblick in einen konkreten Migrationsverlauf verdeutlicht beispielhaft, wie sehr Biographien von spezifischen Erfahrungen während der Migration mitgestaltet werden. Es lohnt sich also, der Frage nachzugehen, in welcher Weise Gegebenheiten und Kontexte, wie sie mit der Migration verbunden sind, in den Lebens- und Familiengeschichten der Migranten wirksam werden und wie die Betroffenen damit umgehen.

Schnell wird dabei deutlich, dass Migrationsverläufe zwar durchaus sehr stark von äußeren Rahmenbedingungen, wie etwa rechtlichen Bestimmungen, beeinflusst werden. Welche Bedeutung den Migrationserfahrungen zukommt, lässt sich daraus jedoch nicht direkt ableiten. Entscheidend ist vielmehr die Dynamik zwischen Biographie und Migrationsverlauf. So kann mit dem Leben in verschiedenen Gesellschaften, wie etwa im Fall von Ana Moșeanu, die Aneignung neuer Wissensbestände verbunden sein, die über die Migration hinaus biographisch relevant werden.

Die Dynamik von Migrationsverläufen ist daher nur schwer voraussehbar und auch nicht kausal erklärbar. Umgekehrt können Migrationsdynamiken aber auch nicht allein aus biographischen Prozessen abgeleitet werden. Sie können vielmehr eine eigene Dynamik entwickeln, die wiederum in biographische Prozesse eingreifen kann. Es lohnt sich, dieses Wechselverhältnis zwischen Migration und Biographie mit Blick auf ein konkretes Migrationsfeld immer wieder neu zu erschließen.

Dr. Andreas Oskar Kempf ist wissenschaftlicher Mitarbeiter bei GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften, Köln. Ausführlicher wird dieses Migrationsfeld in seiner Dissertation „Biographien in Bewegung. Transnationale Migrationsverläufe aus dem ländlichen Raum von Ost- nach Westeuropa“, Springer VS, Wiesbaden 2013, behandelt.

Die Lehrenden sind schuld? Nein!

Liana Regina Iunesch

Nach der Wende 1989 und der massiven Auswanderung der deutschen Minderheiten änderte sich die Schülerpopulation an Schulen und Abteilungen mit deutscher Unterrichtssprache in Rumänien. Ein kleiner Teil der Schüler spricht noch Deutsch als Muttersprache, während Deutsch für den größeren Teil der Schüler eine Fremdsprache ist. Für die meisten Schüler ist Deutsch nicht ihre Muttersprache, da sie daheim rumänisch sprechen. Es ist auch keine Zweitsprache, da dafür ein deutschsprachiges Umfeld vorhanden sein müsste. Da es weder ein deutschsprachiges Umfeld noch ein deutschsprachiges Zuhause für die Schüler gibt, handelt es sich um Deutsch als Fremdsprache, oder um Deutsch als Schulsprache. Es scheint von daher selbstverständlich, dass die Sprachkompetenz in der Unterrichtssprache schrittweise abnimmt bzw. dass immer weniger Abgänger der Schulen und Abteilungen mit deutscher Unterrichtssprache das Sprachniveau B2 des Europäischen Referenzrahmens für Sprachen bescheinigt bekommen, schließlich sprechen sie heute zu Hause kein Deutsch mehr und in den Pausen auch nicht.

Diese Erklärung für den Rückgang der Sprachkompetenz mag einleuchtend klingen, ist jedoch mit Blick auf (mindestens) zwei Argumente zu einfach. Diese beiden Argumente sind zum einen der Erfolg des Spracherwerbs an Goethe-Instituten weltweit und zum anderen die Bezeichnung des Spracherwerbs als Faktorenkomplexion in der Fremdsprachenforschung.

1. Deutsch als Fremdsprache für erwachsene Lernende

Das Goethe-Institut bietet weltweit Deutsch-Kurse für Erwachsene an und erlaubt den Zugang zu verschiedenen Niveauprüfungen nach einer bestimmten Anzahl von besuchten Unterrichtseinheiten. Zur C1-Prüfung (die eine Beinahe-Muttersprachenkompetenz bescheinigt) können sich erwachsene Lernende stellen, wenn sie den Nachweis über 1200 Unterrichtseinheiten á 45 Minuten erbringen. Damit wird also ein Ausmaß an Sprachkontakt vorausgesetzt, der für das Bestehen der C1-Prüfung notwendig ist. Diese Zahl gilt, ohne Rücksicht auf die Ausgangssprache der Sprachkursanten oder die Sprache des jeweiligen Umfelds.

Schüler an Schulen mit deutscher Unterrichtssprache können bereits nach den ersten zwei Schuljahren auf ein solches Ausmaß an Sprachkontakt zurückschauen, wenn nur drei Stunden pro Tag berechnet werden. Tatsächlich haben sie weit mehr Sprachkontakt, da die meisten auch nachmittags Privatunterricht erteilt bekommen, bzw. entweder von der Lehrerin oder in einem Hort bis 16 Uhr

betreut werden – anders als vor der Wende. Trotzdem soll der Unterricht in deutscher Sprache für Schüler mit rumänischer Muttersprache vor 1989 bzw. in den ersten Jahren danach offenkundig viel besser funktioniert haben. Für diese besseren Ergebnisse wird oft die Pausensprache als Argument angegeben. Die nicht mehr vorhandene Pausensprache Deutsch wird jedoch durch die bereits erwähnte Betreuung nach dem regulären Unterricht ausgeglichen. Der Rückgang der Sprachkompetenz kann also weder durch das Ausmaß an Sprachkontakt noch durch das fehlende deutschsprachige Elternhaus erklärt werden. Ethnisch rumänische Schüler sprachen auch vor der Wende in ihrem Elternhaus Rumänisch.

2. Spracherwerb als Faktorenkomplexion

Seit den 1980er Jahren, als die Sprachlehrforschung als wissenschaftliche Disziplin in Deutschland etabliert wurde, wird Spracherwerb als komplexes Geflecht interdependenter Faktoren gesehen. Daher kann eine monokausale Erklärung, die einen Faktor herausgreift, nicht stimmen, auch wenn dieser eine Faktor zutreffen sollte. Das Ausmaß an Sprachkontakt als einziger Faktor für den Misserfolg des Spracherwerbs trifft nicht zu.

Was zutreffen könnte, wäre die Qualität dieses Sprachkontakts. Solange Schüler mit rumänischer Muttersprache noch relevante Informationen in deutscher Sprache mit Muttersprachlern austauschen konnten, gab es eine relevante Kommunikation in der Fremdsprache. Diese inhaltliche Relevanz verlieh dem Ausmaß des Sprachkontakts eine Qualität, die heute vielleicht nicht mehr gegeben ist. Damit ist keineswegs gemeint, dass Lehrkräfte eventuell kleinere Fehler machen könnten, sondern dass der Kommunikation und Interaktion in der Fremdsprache der Inhalt abhanden gekommen ist. Dies allein wäre jedoch auch eine zu einfache Erklärung für den Rückgang der Sprachkompetenz.

Da es auch vor 1989 Schüler mit rumänischer Muttersprache gab, die ausgezeichnete Lernergebnisse und eine ausgezeichnete Sprachkompetenz erreichten und die Schulen mit deutscher Unterrichtssprache auch heutzutage (noch) sehr attraktiv sind (dies beweisen die hohen Schülerzahlen und Neugründungen von Privatkindergärten), war eine Untersuchung der möglichen Gründe für den Rückgang der Sprachkompetenz wichtig. Dass ein großer Teil der Abgänger der Schulen das Sprachniveau B2 des Europäischen Referenzrahmens für Sprachen nicht erreichen, ist angesichts des hohen Ausmaßes an Sprachkontakt und der Gelegenheit zur relevanten Kommunikation in der Fremdsprache im Klassenraum überraschend und zugleich auch

eine latente Gefahr für den Fortbestand dieser Schulform. Wenn es erwachsenen Lernenden an Goethe-Instituten weltweit gelingt, das C1-Niveau nach 1.200 Unterrichtseinheiten zu erreichen, bietet es sich an, die aktuellen Unterrichtsprinzipien der Fremdsprachenvermittlung näher zu betrachten und sie in der Lehrerbildung in Rumänien nutzbar zu machen.



Das Samuel-von-Brukenthal-Gymnasium im siebenbürgischen Hermannstadt/Sibiu ist eine Schule mit Unterricht in der Sprache der deutschen Minderheit. Sie ist dem rumänischen Ministerium für Bildung durch das Kreisschulinspektorat Hermannstadt unterstellt; Schulträger ist heute der rumänische Staat. Die Schule wurde 1380 erstmals urkundlich erwähnt.

Quelle: www.brukenthal.ro.

Hypothesen zum Fremdsprachenerwerb

Die Einzelgängerhypothese Claudia Riemers (1997) bietet das komplexeste Variablengeflecht für den Spracherwerb. Ihr Ausgangspunkt war die Frage nach der Motivation zum Erlernen einer Fremdsprache. Besonders wichtig ist die Einführung der Kategorie der Subjektiven Theorien, die sowohl die Wahrnehmung und Aufbereitung der Informationen als auch die Integration neuer Inhalte in vorhandene Wissensbestände beeinflussen können. Der Begriff Subjektive Theorien wurde von Norbert Groeben und Brigitte Scheele (1998) geprägt, die auch ein Forschungsprogramm dazu entwarfen. Subjektive Theorien sind bewusst oder unbewusst verankerte Überzeugungen und Wertvorstellungen, die handlungsleitend sind. Sie stammen aus der eigenen Lernbiographie und sind sowohl für den Erwerb der Sprache als auch für die Gestaltung des Unterrichts mit entscheidend.

Zur Rolle der Grammatik im Fremdsprachenunterricht

In der Fachdiskussion zur Rolle der Grammatik können drei Positionen festgestellt werden: Die sogenannte *Strong-Interface-Position*, die *Weak-Interface-Position* und die *Non-Interface-Position*. Verfechter der hier erstgenannten Position sind der Ansicht, dass explizite Grammatikinstruktion beim Erwerb einer Fremdsprache eine sehr wichtige Rolle spielt, während Vertreter der letztgenannten Position das Gegenteil annehmen, nämlich, dass die Kenntnis der Grammatikregeln gar keinen Einfluss habe auf den Spracherwerb. In der Sprachlehrforschung wird hauptsächlich eine *Weak-Interface-Position* vertreten. Der expliziten Grammatik wird eine kleine

Rolle zugesprochen. Diese heute weit verbreitete Ansicht steht im Widerspruch zur Praxis in Rumänien, die als noch sehr grammatiklastig bezeichnet werden kann.

Zur Rolle des Fehlers

Kein Lernender gelangt zur kompetenten Sprachanwendung in der Zielsprache ohne Fehler. Fehler sind keine Viren, die eine ganze Schülerklasse anstecken könnten, sondern unumgängliche Schritte im Spracherwerb. Risikofreudige Lernende, die ihre Redebeiträge an der Äußerungsabsicht orientieren und viele Fehler machen, sind sozusagen auf dem besten Wege zur kompetenten Sprachanwendung. Dies ist u. a. das Ergebnis einer groß angelegten Studie zum Erwerb des Deutschen an Genfer Schulen (Erika Diehl, Hannelore Pistorius, Annie Dietl [2002]). Die Korrektur der Fehler sollte implizit geschehen, z. B.: „*Wo ist **das** Ball?*“, „*Ich weiß nicht, wo **der** Ball ist, frag mal Maria. Sie hat in der vorigen Pause mit dem Ball gespielt.*“ Im Gegensatz dazu steht eine direkte Verbesserung: „*Es heißt richtig **der** Ball. Wiederhole bitte die Frage.*“

Fremdsprachendidaktische Prinzipien für die Unterrichtspraxis

Das Prinzip „rezeptiv vor produktiv“ bezieht sich darauf, dass im Fremdsprachenunterricht die Lernenden viel mehr verstehen als sie produzieren können. Dies trifft auch auf den natürlichen Erwerb zu. Kleinkinder verstehen, lange bevor sie selber sprechen können, auch komplexe Äußerungen. Für Erwachsene trifft dies ebenfalls zu. In Rumänien verstehen viele Menschen Italienisch oder Spanisch, was nicht bedeutet, dass sie diese Sprachen auch sprechen können. Für die Unterrichtspraxis in Rumänien hieße die Umsetzung dieses Prinzips konkret, dass von den Schülern in den ersten zwei Schuljahren hauptsächlich Aufgaben gefordert werden sollten, bei denen das Verstehen alleine ausreicht, um sie richtig zu lösen: Ordnen flektierter Wörter zu Sätzen oder von Einzelsätzen zu ganzen Texten, Ausschauen von Sätzen, die zur Jahreszeit oder dem jeweiligen Anlass passen usw. Statt „*Bilde einen Satz mit dem Wort Sonne!*“, sollte die Aufgabe heißen: „*Suche den Satz aus, der zum Wetter draußen passt und schreibe ihn in dein Heft. (Die Sonne scheint durch die Wolken. Es regnet. Der Nebel ist so dicht, dass man seine Füße nicht sehen kann.)*“

Dieses Umdenken jedoch ist mit Schwierigkeiten verbunden, da von den Schülern die Sprachproduktion erwartet wird, schließlich sind sie ja an einer Schule mit deutscher Unterrichtssprache. Dies führt zu einem Teufelskreis: Lange bevor die Schüler den Satzbau in deutscher Sprache erworben haben, wird von ihnen verlangt, dass sie richtige Sätze bilden können. Über diese Kompetenz verfügen sie in ihrer Muttersprache, Rumänisch. Sie setzen die Wörter, die sie kennen, in eine rumänische Struktur, weil dies ausdrücklich gefordert wird.

Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Lehrenden als Schuldige betrachtet werden. Es sollte untersucht werden, welche subjektiven Theorien sie über den Erwerb

einer Fremdsprache haben und wie diese sich auf den Unterricht auswirken. Subjektive Theorien stammen aus der Lernbiographie; sie können mit Blick auf eine wissenschaftliche Theorie falsch sein und didaktische Entscheidungen bedingen, die den Spracherwerb der Schüler unmittelbar beeinflussen. Die subjektiven Theorien der Lehrkräfte sind jedoch als ein Resultat ihres gesamten Bildungswegs, zu dem auch die Lehrerausbildung gehört, und nicht als persönliches Vergehen zu betrachten.

Zur Forschungsmethode

Ein Fragebogen zur Einschätzung der Sprachkompetenz der Schulanfänger und zum Umgang mit der fehlenden Sprachkompetenz wurde an 24 Lehrkräfte gerichtet. 6 Personen wurden zu ihrem Umgang mit Fehlern interviewt und gebeten, über 4 Monate ein Lehrertagebuch mit Blick auf ihre Korrekturpraxis und häufige Fehler zu führen.

Wichtig waren folgende Fragen:

1. Gab es nach der Wende eine Anpassung der Lehrerausbildung an die konkrete Unterrichtssituation?
2. Sind die Klassen in Bezug auf die Sprachkompetenz bei der Einschulung homogen?
3. Welche subjektiven Theorien über den Erwerb einer Fremdsprache könnten zu falschen didaktischen Entscheidungen führen?
4. Welche Informationen könnten in der Lehreraus- und -fortbildung die subjektiven Theorien über den Spracherwerb beeinflussen?

Ergebnisse der Forschungsarbeit

1. Nach der Wende scheint sich die Lehrerausbildung nicht an die veränderte Situation angepasst zu haben. Die quantitative Forschung ergab, dass jede Lehrkraft sich individuell an die (fehlende produktive) Sprachkompetenz der Schulanfänger anpasste und eigene Lösungsstrategien entwarf. Ein großer Teil der Probandinnen gab an, sowohl wichtige Inhalte als auch Arbeitsanweisungen und Erklärungen im Unterricht zu übersetzen, obwohl das Verstehen der Sprache bei der Einschulung als hoch eingeschätzt wurde. Diese Übersetzungspraxis mag an der eigenen Lernbiographie liegen: Jede Lehrkraft ist darauf angewiesen, auf ihre eigene Lernerfahrung im Fremdsprachenunterricht zurückzugreifen, da die Thematisierung der aktuellen Situation in der Lehrerausbildung ausgeschlossen wurde. Die Fachdidaktik (Deutsch als Muttersprache) mag aktuell sein. Vor der ethnisch fast homogenen Klasse fühlen sich Lehrkräfte jedoch allein gelassen und wenden nicht ihr Ausbildungswissen an, sondern beziehen ihre Lösungsstrategien aus einem Fremdsprachenunterricht, den sie erlebt haben, der lange zurückliegt und in dem Übersetzung und Grammatikregeln eine wichtige Rolle spielten.

2. Die Schulanfängerklassen werden auf ihre Sprachkompetenz in der Unterrichtssprache geprüft. Das Gesamtbild ist heterogen: Viele Kinder verstehen die Unterrichtssprache, wenige sprechen auch, sehr wenige verstehen kaum

und sehr wenige Schüler sprechen sehr gut Deutsch. Dieses Bild zeigt, dass Übersetzungen nicht nötig wären, da die Kinder, in der bewussten Einschätzung der Lehrkräfte, den Hergang des Unterrichts verstehen. Dies wird im Unterricht sehr wenig genutzt, da ein „herkömmlicher“ Unterricht nur möglich ist, wenn die Schüler auch sprechen. Der Umgang mit der rezeptiven Kompetenz müsste in der Lehrerausbildung thematisiert bzw. aus der Didaktik der Fremdsprache für die Lehrerausbildung in Rumänien importiert werden. Dies gilt auch für weitere Prinzipien, die sich für die Unterrichtspraxis aus der Fremdsprachenforschung der letzten Jahrzehnte ergeben haben.

3. Zu den wichtigsten subjektiven Theorien, die sich negativ auf den Unterricht und damit auch auf den Spracherwerb der Schüler auswirken könnten, zählen folgende Überzeugungen mit unmittelbarer Handlungsleitung: Die Kenntnis der Grammatik begünstigt den Spracherwerb, Fehler im mündlichen Sprachgebrauch müssen sofort korrigiert werden, sonst werden sie gefestigt, alles Lernen ist bewusst, Spracherwerb geschieht durch Imitation korrekter Formen. Diese subjektiven Theorien, für die die Lehrkräfte gar nichts können, da sie aus ihrer eigenen Bildungserfahrung stammen, führen zu einem Unterricht, in dem der Inhaltsbezug durchbrochen wird, um die Artikelsetzung oder den Dativ zu erklären, in dem jede Aussage der Schüler mit einer Verbesserung quittiert wird und in dem alle wichtigen Inhalte übersetzt werden. Dies wirkt sich negativ auf die Lernmotivation aus und auch auf die Bereitschaft, in der Fremdsprache zu kommunizieren bzw. Bedeutungen auszuhandeln.

Fazit

Die Anpassung an die veränderte Schulsituation wird den Lehrkräften allein überlassen, da in der Lehrerausbildung keine Ergebnisse aus der Fremdsprachenforschung thematisiert werden. Jede Lehrkraft findet sich alleine mit der Situation zurecht und übernimmt veraltete Methoden aus dem selber erlebten Fremdsprachenunterricht. Damit wird der Unterricht kopflastig, unmotivierend und uninteressant. Die Übersetzung der Inhalte, die aus dem guten Willen heraus geschieht, den Schülern das Verständnis zu erleichtern, reduziert sowohl die Sprachmenge als auch die Qualität des Sprachkontakts. Um der Situation gerecht zu werden, ist eine interdisziplinäre Didaktik notwendig, die zwar der Tatsache, dass hier nicht „Deutsch als Fremdsprache“ gelernt werden kann, da dafür die Zeit nicht zur Verfügung steht, Rechnung trägt, aber dennoch wichtige Prinzipien für die fremdsprachliche Vermittlung in den Unterrichtsalltag überträgt. Gemeint sind Fehlertoleranz, Inhaltsorientierung, Handlungsorientierung und Relevanz für die Kommunikation.

Dr. Liana Regina Iunesch ist Dozentin am Lehrstuhl für Lehrerausbildung der Lucian-Blaga-Universität Hermannstadt/Sibiu. Von ihr erschien 2012 im Peter Lang Verlag: „Erfolg und Misserfolg des Spracherwerbs an Schulen mit deutscher Unterrichtssprache in Rumänien“.

Eigen- und Fremdbilder

Marina Dumbrava

Der Beitrag untersucht die Berichterstattung über ethnische Minderheiten in der moldauischen Presse mit Blick auf die Frage, wie das Fremde und das Eigene im Mediendiskurs kommuniziert werden, und möchte neue Erkenntnisse über das Medienbild der Minderheiten in der Republik Moldova vermitteln. Folgende Fragen sind dabei von Interesse: Wie werden Minderheiten benannt bzw. wie wird auf Minderheiten in der moldauischen Presse Bezug genommen? Welche Eigenschaften und Charakteristika werden den Minderheiten zugeschrieben? Welche Argumente werden herangezogen, um die Charakterisierung von Handlungen gegenüber den Minderheiten zu rechtfertigen und zu legitimieren? Wie werden sprachlich Grenzen konstruiert?

Minderheiten und das Erlernen der Staatssprache: Argumente und Bilder

Im Mittelpunkt der Berichterstattung zu dem umstrittenen Thema der Staatssprache Moldovas stand das Wahlversprechen der Kommunistischen Partei der Republik Moldova, die Wiedereinführung des Russischen als zweite Staatssprache in die Tat umzusetzen, was auf vehementen Protest stieß. Damit verbunden war die erneute Forderung, die Minderheiten zum Erlernen der rumänischen Sprache zu verpflichten. Die verabschiedeten Sprachengesetze lassen sich dabei aus mehreren Perspektiven betrachten. Aus der Sicht der Moldauer ist zu beklagen, dass der Zustand vor 1989 wieder eingekehrt sei und die Bemühungen und die Errungenschaften des 31. August 1989 zunichte gemacht worden seien. Dies mache sich zuerst dadurch bemerkbar, dass in den Städten nach wie vor das Russische dominiere und dass die Mehrheit der Staatsdiener „weder die Sprache noch die Sprachgesetzgebung kennen“.

Das zweite Argumentationsschema, das die hitzige Diskussion rund um die Staatssprache dominierte, ist die gezielte Beschuldigung der russischen Minderheit, der man vorwirft, sie würde kategorisch das Erlernen der Staatssprache ablehnen. Nur selten wird in den rumänischsprachigen Zeitungen von einer reinen Vorwurfshaltung gegenüber den russischsprachigen Minderheiten abgerückt, indem man die Schuld an der gegenwärtigen Lage zum Teil auf sich selbst nimmt, wobei hier „unsere eigene Gleichgültigkeit“ ebenso wie „die eigene Gutmütigkeit“ Erwähnung finden. Umso energischer wird der russischen Minderheit geraten, sich dringend den neuen Regeln und Werten, die nun in Moldova gelten, anzupassen, Anstrengungen zu unternehmen, die Staatssprache zu lernen, und endlich eine neue Heimatliebe zu entwickeln („das Land zu lieben wie ihr eigenes“): Nur so könne die Integration und Toleranz gelingen, sonst wachse nicht zusammen, was zusammen gehöre.

Um die diskreditierenden Eigenschaften dieser und anderer Vorwürfe aus dem Weg zu räumen und eine Rechtfertigung des eigenen Standpunktes zu vermeiden, werden diverse Argumente entwickelt. So wird behauptet,

„unser“ Wunsch, dass die Minderheiten „respektvoll mit dem Status der Staatssprache“ umzugehen haben, basiere auf „unseren natürlichen Rechten“ und hätte nichts mit nationaler Arroganz zu tun; und dies sei ebenso wenig „ein anachronistischer Wunsch nach einem rückwärtsgewandten Identitätskonzept“.

Im Unterschied zur russischen Minderheit greift man bei diesem Thema gegenüber anderen Minderheiten zu einer milderen Form von Schuldzuweisung. Man wirft ihnen vor, es fehle ihnen an Selbstbewusstsein, wenn es darum geht, die eigene Muttersprache anzuwenden, oder sie würden in der Kommunikation mit Behörden allzu leichtfertig auf das Russische zurückzugreifen. Gleichzeitig aber wird zugegeben, sie hätten bei der Wahl der Sprache eigentlich gar keine Wahl. Die Argumentation basiert auf Statistiken: Wenn die russische Minderheit zahlenmäßig kleiner ist als die der in Moldova lebenden Ukrainer, dann darf die russische Sprache nicht den Status einer Zweitsprache haben.



Lage der Autonomen territorialen Einheit Gagausien (Gagausisch: Avtonom Territorial Bölümlüü Gagauz Yeri; Rumänisch: Unitate teritorială autonomă Găgăuzia) in der Republik Moldova.

Quelle: TUBS

Eine beliebte Strategie ist die Konstruktion der Vorbilder, an denen sich die Minderheiten orientieren sollen. Auf diese Weise wird das Ideal eines vorbildlichen Nicht-Moldauers konstruiert, das den Minderheiten als Maßstab dienen soll. In einigen Fällen waren es die Vertreter der Minderheiten selbst, die auf die Notwendigkeit hinweisen, die Staatssprache zu lernen, und die versicherten, sie wollten das selbst auch tun, sie liebten die rumänische Sprache und seien davon überzeugt, wie wichtig es sei, sich die Sprache des Landes anzueignen. So ist das Bild

eines tüchtigen Schülers, der voller Demut und behaftet mit Minderwertigkeitskomplexen aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse ist, eines der besonders beliebten und treffenden (Vor-)Bilder für die Minderheiten. Darüber hinaus werden auch die Moldauer selbst zu Vorbildern, denn schließlich waren „wir beim Erlernen der russischen Sprache während des Zarismus, während der Sowjetzeit und auch in der Gegenwart immer schon tüchtig“.

Metaphernlieferanten: Sprache, Krieg, Krankheit

Metapher „Sprache“. In rumänischsprachigen Zeitungen ist ein empathisches Lob der eigenen Sprache mit deren Vergegenständlichung zu einer Größe, die aus ihren historischen und sozialen Bezügen herausgelöst wird, auffallend. Die rumänische Sprache wird häufig mit organischen (botanischen) Begriffen beschrieben: Sprache als blühende Pflanze; Sprache als Haus, Fundament, Tempel.

Metapher „Körper und Krankheit“. Wenn die rumänischsprachige Presse das Erlernen der Staatsprache der Minderheiten thematisiert, wird gerne auch auf den Metaphernkomplex „Krankheit-Heilung“ zurückgegriffen. Das Erlernen der Staatsprache wird als Reinigungsritual, als Gesundwerdung einer Minderheit dargestellt, als „vitale Notwendigkeit“. Die Minderheiten, die die Sprache lernen, werden als „geheilt“, „normal“, „geläutert“ dargestellt, die Unkenntnis der rumänischen Sprache als Handicap und die Lehrer, die die Sprache lehren, in der Rolle der Heiler, die sich einer „noblen, gesunden, klugen Sache“ widmen.

Auch die russischsprachige Presse verwendet das Bild der krankhaften Veränderung von *Normalität* unter Einbeziehung von Lexemen, die das psychische Krankheitsbild der Russophobie diagnostiziert haben wollen: Die Rede ist von einer „rumänischen russophoben Pathologie“ und von „russophoben Halluzinationen“, die eine „geistige Vernebelung“ herbeiführen. Durch die Krankheitsmetaphorik werden von der jeweiligen Norm abweichende Denk- und Verhaltensmuster dargestellt. Hinter dieser Metapher verbirgt sich die Vorstellung, dass bei Körperkontakt die *Anderen* eine Krankheit – eine *Phobie* – auslösen. Wie die einzelnen Metaphern nahelegen, spielt sich im Rahmen der metaphorischen Körper eine Art Kampf zwischen dem Körper und dem Auslöser dieser Krankheiten ab. Die ethnischen Gemeinschaften der Russen bzw. Rumänen erscheinen als destruktives Element, das einen krankhaften Zustand in der eigenen ethnischen Gemeinschaft verursacht.

Metapher „Krieg“. Ein Blick auf die in den Artikeln verwendete Kriegsmetaphorik, liefert eine Fülle von Beispielen, wie und wo Minderheitenthemen in dieser symbolischen Landschaft verortet werden: wo die Kampffelder liegen, in denen sich die Akteure eingegraben haben; welche Felder vermint sind und an welchen Stellen eine offene Schlacht stattfindet, auf der Siege errungen und Niederlagen verkraftet werden müssen. Die Kumulation

von Kriegsmetaphern in den Texten, die Minderheiten und Sprachproblematik betreffen, stellt eine bewusste Polarisierung dar, welche sicherlich die Gefahr signalisieren soll, die nach Meinung der Journalisten oder Autoren von der Sprache der Minderheit ausgeht. Zur Darstellung derart unverrückbarer Standpunkte eignet sich das Bild der *Front* oder der *Barrikaden* besonders gut: „Die russische Sprache hat keinen Millimeter des Feldes abgegeben, die sie während des sowjetischen Regimes dominiert hat“. Eine ebenfalls in allen Zeitungen gerne genutzte Metapher ist die des *Schlachtfeldes*. Zudem werden Verben verwendet, die gewaltsame Handlungen ausdrücken. So erfreuen sich die Verben *angreifen*, *verteidigen*, *liquidieren* steter Beliebtheit. Die Kriegsmetaphern werden als affektives Mittel eingesetzt und bestimmen den atmosphärischen Eindruck der Artikel. Sie sind bestens geeignet, Gut und Böse zu evozieren („wir haben einen gemeinsamen Gegner - die Russifizierung“).

Folgende Zeitungsüberschriften offenbaren noch einmal die Bandbreite der Metaphorik, die die Sprache als Schauplatz kriegerischer Auseinandersetzungen darstellt: „*Die rumänische Sprache wird mit Eisenschwertern verteidigt*“, „*Schwere Geschosse in die Mauer unserer Geduld*“, „*Unsere Staatssprache – die rumänische Sprache – muss verteidigt werden!*“, „*Die staatliche Bastion des Rumänismus*“ usw.

Strategie der Grenzziehung: Wir – Sie, das Eigene – das Fremde. Pronomina dienen dazu, *uns* von *denen*, die nicht zu *uns* gehören, das, was *uns* gehört und *uns* zusteht, von dem, was *denen* gehört und *denen* zusteht, abzugrenzen und zu unterscheiden, ohne die gemeinten Personen direkt beim Namen zu nennen. An einigen Stellen ist jedoch der Verweis darauf, wer nun mit den Pronomen *wir* bzw. *uns* gemeint ist, problematisch; zudem ist dieser immer vom Kontext, vom Medium und von den Personen, der Redaktion und deren finanziellen Gönnern abhängig. So sind es die Zeitungen *Țara* und *Literatura și Arta*, die mit *Wir* auf das Ethnonym Rumänen verweisen. Wenn die Rede von der moldauischen Bevölkerung ist, so könnten Zeitungen wie *Săptămîna*, *Flacăra*, *Moldova Suverană* die Bevölkerung Moldovas meinen und somit die Minderheiten einschließen. Die russischsprachigen Zeitungen fügen zuweilen explizit hinzu: die Bevölkerung Moldovas, „aber nicht die Rumänen“ – ein Verfahren, das sich auch bei der Bezeichnung *unser* für das Land/Territorium, in dem *Wir* leben, fortsetzt – auch hier ist je nach politischer Couleur der Zeitung die Bezeichnung für „unser Land, unsere Heimat“, wandelbar und kontext- und redaktionsabhängig.

Die Personalpronomen *wir* und *sie* verweisen auf Kollektive, was wiederum die stereotype Darstellung des Ganzen unterstützt. Wenn die *rumänischen* Verfasser die Personalpronomen *wir*, *ihr* und *sie* verwenden, wird eine *moldauische* Perspektive auf „das Russische und das Minderheitenkollektiv“ impliziert und umgekehrt. Das

Personalpronomen *ich* findet Verwendung erstens in den Leserbriefen, aber auch dann, wenn die argumentativen Strategien darauf ausgerichtet sind, sich mit der breiten Masse auf eine Stufe zu stellen, um auf diese Weise ein Gemeinschaftsgefühl zu erzeugen, das durch die Konstruktion eines Freund-Feind-Schemas erreicht wird.

Wir-Gruppe und Grenzziehung – Argumente

In zwei Reisereportagen über das gagausische Dorf Beşalma werden die Erfahrungen einer *Wir-Gruppe* mit *ihnen*, den Gagausen, unterschiedlich beschrieben, was die Art der Zuschreibung von Nichtzugehörigkeit angeht.

In der russischsprachigen Zeitung *Vremja* werden die Gagausen quasi ethnologisch beschrieben: Ihre Lebensumstände und Fähigkeiten erscheinen darin als sagenhaft, unwirklich, von Zauber umgeben und von exotischem Reiz.

In der rumänischsprachigen Zeitung *Timpul* ist dagegen die soziale Fremdheit, die vorrangig durch stigmatisierende oder herabsetzende Elemente benannt wird, durch Exklusion und Nichtzugehörigkeit gekennzeichnet. Die Gagausen werden symbolisch ausgegrenzt, indem sie als irrational und archaisch-rückwärtsgewandt stigmatisiert werden. Sie werden als „geistesabwesend, reserviert“ gegenüber einem rumänischsprachigen *Ich* dargestellt. Hier sind die handelnden Personen Gagausen, die negativ besetzten Minderheiten. Welche sind die sprachlichen Mittel dieser Grenzziehung? Der Reporter verweist darauf, dass nur wenige Attribute der (moldauischen) Staatlichkeit zu sehen sind: Inmitten einer „fremd wirkenden orientalischeslawischen Welt“ befindet sich eine „einsam wehende Staatsflagge“. Neben der sparsamen Staatssymbolik, die die Vorstellung nationaler Homogenität „der Vernünftigen“ verbindet, ist „die Mehrheit der gagausischen und bulgarischen Studenten, die die Staatsprache nicht beherrschen oder auch nicht beherrschen wollen“, als Abweichler ausgegrenzt. Diese beschriebenen Ansichtskarten-Bilder aus Comrat sind eine Auswahl, die die Andersartigkeit und den Anachronismus, die Fehlentwicklung aufzeichnen soll. Es sind keine Inschriften auf rumänisch, dafür aber ein Lenin-Denkmal zu sehen. Entsprechend sind auch die anderen handelnden Personen im Beitrag ausgesucht, um Andersartigkeit, Fremdheit und Distanz hervorzuheben: zwei Frauen, die „andere Kleider tragen“ und mit einem „spezifischen Akzent sprechen“.

Auch die Bilderauswahl der Beiträge über das Dorf Beşalma fällt in der russischsprachigen Zeitung *Vremja* und in der rumänischsprachigen *Timpul* entsprechend unterschiedlich aus: *Timpul* zeigt die Bilder eines in seiner Vergangenheit verhafteten Dorfes mit den dazugehörigen Attributen: einer Mühle, einem Esel, einem niedlichen Schaf auf dem Arm eines gagausischen Bauers. In der russischsprachigen *Vremja* sind es Bilder einer kulturellen Entdeckung, wie das Foto des Künstlers Karacıbanu sowie das Abbild einer seiner Skulpturen.

Weitere Eigenschaften und Charakteristika, die der Minderheit zugeschrieben werden:

Minderheiten, eine Quelle der Instabilität. Unter diese Kategorie fallen Darstellungen von Minderheiten, in denen behauptet wird, sie würden sich dem Erlernen der Staatssprache entziehen und somit ihren Integrationsunwillen zeigen, weil sie sich nicht den neuen Realitäten anpassen wollen.

Minderheiten als politische Bedrohung. Hier werden negative Erfahrungen einer Epoche stellvertretend auf eine Minderheit übertragen. So ist das Feindbild der kommunistischen Machthaber stark auf die russische Komponente fixiert. Kommunistisch sein bedeutet russischsprachig sein, was für die Erzeugung einer interethnischen Harmonie nicht förderlich ist. So werden Russen in den rumänischsprachigen Zeitungen *Timpul* und *Literatura și Artă* als eine homogene, meist negativ konnotierte Gruppe dargestellt und deren unterschiedliche und differenzierte politische Spielarten und Positionen einfach ignoriert. In den meisten Artikeln kommt man selten über den obligatorischen Hinweis hinaus, dass damit nicht alle Russen bzw. nicht die russische Sprache gemeint sind.

Die Mittel der Abgrenzung gegenüber den jeweils Anderen sind Diskriminierung, Stigmatisierung und Herabsetzung. Die russische Minderheit sieht sich dem Vorwurf ausgesetzt, die moldauische Gesellschaft nicht annehmen zu wollen und aufgrund ihrer vermeintlichen Weigerung, Rumänisch zu erlernen, sich gar aus einer Art von Trotz mit einem inferioreren Status zu begnügen.

Ihr und *Wir* – das sind die beiden Begriffe, über die soziale Identitäten und die damit verbundenen Abgrenzungen funktionieren. In der Regel sind Berichte, Artikel und Überschriften ausschließlich an die eigene *Wir-Gruppe* adressiert. Diesen mobilisierenden Faktor haben sich die Politiker aller Couleure zu Nutzen gemacht. Gleichzeitig sind Medienschaffende eine wichtige Mittlergruppe, die das Denken in Stereotypen aufbrechen kann. Daher unterstützen die Nichtregierungsorganisationen, die mit Medien in Moldova arbeiten, idealerweise auch das Hinterfragen parteilicher Berichterstattung. Ein Mittel dazu besteht darin, auf Medienkonferenzen und Workshops den Austausch zwischen unterschiedlichen Journalisten-Lagern zu fördern. Dies bietet Gelegenheit, scheinbar feststehende Wahrheiten zu relativieren.

Dr. Marina Dumbrava ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Projektkoordinatorin am Moldova-Institut Leipzig. Dieser Beitrag stützt sich auf Ergebnisse aus dem DFG-Projekt „Sprachliche Dynamik im multiethnischen Nationalstaat. Fallstudie: Moldova“. Zuletzt erschien von der Autorin im Universitätsverlag Leipzig: „Medien in der Republik Moldova. Das Bild der Politik im moldauischen Fernsehen“.

Über den Wandel in der Erneuerbare-Energien-Politik

Grünes Rumänien?

Anca Silvia Sievert

Die jüngsten Berichte über die politischen Umstrukturierungen des größten rumänischen Lieferanten für Wasserenergie Hidroelectrica und über die laufenden Prozesse gegen die „Energiebarone“ verdeutlichen erneut, dass der Handel mit grüner Energie sehr lukrativ sein kann. Vor allem floriert das Geschäft mit der sauberen Energie der sogenannten „klugen Jungs“, wie der rumänische Staatspräsident Traian Băsescu sie genannt hat. Der kritische Beobachter stellt sich zurecht die Frage, wer diese „klugen Jungs“, diese „Energiebarone“ sind, welche politischen Unterstützer sie haben und welche Konsequenzen ihre Handlungen für die Politik der erneuerbaren Energien haben können.

Interessenkoalitionen in der rumänischen Erneuerbare-Energien-Politik

Warum konnten sich in diesem Bereich überhaupt Interessenkoalitionen bilden?

Das Jahr 1989 markiert den Anfang eines umfassenden politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandels. Auch für die Politik der erneuerbaren Energien schlägt die Stunde Null. Erklärtes Hauptziel des demokratischen Rumäniens war die Integration in die euroatlantischen Strukturen, sodass alle politischen Bemühungen der gewählten Regierungen außenpolitisch geprägt waren. Vor diesem Hintergrund erfolgte die Aufnahme in den Europarat, in die NATO und in die EU. Dieser Prozess dauerte über zwei Jahrzehnte und war mit vielen Hürden und Auflagen verbunden, die zu einer Veränderung der gesetzlichen Lage führten.

Im Zuge der graduellen Marktliberalisierung, des neuen Privatisierungsprozesses und des Umbaus der Industrie traten neue Akteure in den Energiemarkt ein. Die veränderten Wirtschaftsbedingungen, verursacht durch einen weitgehend deregulierten Kapitalismus, überforderten sowohl den Staat und als auch die etablierten Akteure der Wirtschaft, die in Zahlungsverzug gerieten.

Nach 1989 fand auch ein Wandel der sozioökonomischen Bedingungen statt, der sowohl demografischer als auch struktureller Art war. Die sozialen Strukturen wurden modifiziert, es bildeten sich neue Akteure und, bedingt durch die zahlreichen Krisen, sank der Lebensstandard der Bevölkerung. Die Einkommensunterschiede führten zu einer Polarisierung der Gesellschaft, die mit der Zeit immer größer wurde.

Im Vergleich zur kommunistischen Zeit hat eine Fülle von Akteuren die Szene der Erneuerbare-Energien-Politik betreten. Diese könnten ähnlich wie bei einer Sportart in „schwere“ oder „leichtere“ eingeteilt werden, je nach ihrer politischen Macht. Heute verfügen die Politiker über weniger Macht als die Akteure der Wirtschaft. Die Klasse der neuen Kapitalisten, ihre Netzwerke, die Technokraten und die Direktokratie stellen jetzt die erste Liga dar.

Einzelne Mitglieder der politischen Parteien, amtierende Minister und die Regulierungsbehörde für Energie ANRE sind Teil des Netzwerks der neuen Kapitalisten. Sie bilden die zweite Liga der Akteure. Trotz der lautstarken Kritiken aus den Medien wurde nichts verändert und die Prozesse gegen korrupte Wirtschaftsbosse gerieten ins Stocken. Das zeigt zum einen, dass die Politiker kein Interesse an der Lösung der Konflikte haben und zum anderen, dass sie selbst in die Netzwerke verwickelt sind.



Grünes Rumänien? Der Cobilița-See bei Bistrița/Bistrița in Siebenbürgen. Foto: Paul Gabriel Pasztor

Die dritte Liga der Akteure der grünen Energie bilden gesellschaftliche Gruppen wie Nichtregierungsorganisationen, Verbände und Arbeiter aus den Betrieben. Sie haben weniger Macht, mit Ausnahme der Gewerkschaften, die überraschend einflussreich sind. Dies ist auf mehrere Faktoren zurückzuführen:

Erstens hatten sie bereits während des Ceaușescu-Regimes viel Einfluss und einen hohen Bekanntheitsgrad. Zweitens war ihre Unterstützung während der „Mineriaden“ genannten, gewaltsamen Protestaktionen, die in den 1990er Jahren in Bukarest überwiegend von Bergarbeitern aus dem Schiltal veranstaltet wurden, nicht zu unterschätzen und sie gewannen so zusätzlich an Macht. Drittens bewiesen die Gewerkschaften eine subtile Anpassungsfähigkeit an die sozialen Gegebenheiten und stiegen unbemerkt in den Energiemarkt ein. Viertens ist der Netzwerkaspekt sehr wichtig, der die Strukturen im

ganzen Land aktivierte. Und schließlich verfügen die Gewerkschaften über mehr Ressourcen als alle anderen gesellschaftlichen Akteure.

In diesem Kontext des gesellschaftlichen Wandels positionieren sich die jeweiligen Gruppen entweder in der Interessenkoalition für „Geld und Macht“ oder in der Interessenkoalition für „Gerechtigkeit und Umwelt“. Zusammgeführt werden sie jeweils durch gemeinsame Ziele, Ansichten und politische Positionen.

Zur Interessenkoalition für „Geld und Macht“ gehören führende Politiker, ehemalige und amtierende Minister, die Regulierungsbehörde für Energie ANRE, die neuen Kapitalisten, Manager, die staatliche Unternehmen und große Teile der industriellen Technokratie. Der Hauptkern dieser Gruppierung ist das Kapital, das als Wert, Ziel und Instrument zur Durchsetzung der Interessen dient. Ihr gemeinsames politisches Vorhaben deutet auf die Unterstützung aller Energiequellen hin, solange der Strom billig produziert wird. Die erneuerbaren Energien werden auch explizit gefördert, allerdings wurde der Marktzugang für die Akteure außerhalb dieser Koalition erschwert. Die Untersuchung der politischen Stellungnahmen verdeutlicht, dass diese Gruppierung die Gesetzgebung nach ihren Vorstellungen formte und durch privilegierte Verträge die Interessen der eigenen Netzwerke besiegelte.



Marode Niederspannungsleitungen auf dem Land.

Foto: Anca Silvia Sievert

Zur Interessenkoalition für „Gerechtigkeit und Umwelt“ zählt der Präsident Traian Băsescu, die Banken, die grünen Parteien und die Nichtregierungsorganisationen, die Verbände des Bereichs erneuerbare Energien und die akademischen Politikberatungsunternehmen. Diese Akteure verfolgen nur bedingt ein gemeinsames Hauptziel: Während der Präsident sich von dem Gedanken der Gerechtigkeit leiten lässt und sich als Kämpfer für das Gute inszeniert, verfolgen die Banken prioritär die Interessen ihrer eigenen finanziellen Sicherheit. Die Handlungen der gesellschaftlichen Akteure sind von dem Umwelt- und Nachhaltigkeitsgedanken geleitet. Allerdings stehen sie primär für die demokratischen Werte, sodass sie zur gleichen Interessenkoalition gezählt werden. Das politische Vorhaben der an dieser

Koalition beteiligten Akteure ist identisch, weil sie alle eine transparente Erneuerbare-Energien-Politik, eine gerechte Verteilung der Ressourcen und einen gleichberechtigten Marktzugang fordern. Die Positionen der Interessenkoalition für „Gerechtigkeit und Umwelt“ werden durch die Forderung nach Investitionen, die öffentlichen Kampagnen oder den Kurs der direkten Konfrontation konkretisiert.

Bei einer Gegenüberstellung der beiden Parteien und ihrer jeweils gemeinsamen Ansichten ergibt sich, dass die Interessenkoalition für „Geld und Macht“ dominanter ist und das Feld der Erneuerbare-Energien-Politik somit prägt.

Was können die Handlungen der dominierenden Interessenkoalitionen für „Geld und Macht“ bewirken? Was bedeutet das für die Situation im Bereich der sauberen Energien? Die Interessen diverser politischer und wirtschaftlicher Akteure, die eine rasche Entwicklung des Erneuerbaren-Energien-Bereichs bezwecken, lassen sich wie folgt darstellen:

Erstens gibt es eine Reihe von externen (ausländischen) Akteuren, die auf dem rumänischen Markt aktiv in Windparks investieren, wie zum Beispiel Iberola Renewables, die ihre Windparks von der Eolica Dobrogea Schweiz AG kaufte, einer Firma, die über 15 Windparks zwischen der Donau und dem Schwarzen Meer plant.

Zudem gibt es eine Reihe inländischer Akteure, die Handel mit CO₂-Zertifikaten und sauberer Energie betreiben. Zwar ist ihre Vorgehensweise wissenschaftlich betrachtet umstritten, sie könnten jedoch den Aufbau von Anlagen im Bereich der erneuerbaren Energien forcieren, weil sie mit der rumänischen Bürokratie und der administrativen Genehmigungspraxis vertraut sind.

Gleichzeitig lassen sich auch hemmende Kräfte feststellen. Die Interessenkoalition für „Geld und Macht“ verfügt über eigene Wirtschaftsvertreter in der Regierung und in den politischen Institutionen. Diese üben einerseits einen sehr starken Einfluss auf die Gesetze und Regulierungsbehörden aus und andererseits tragen sie dazu bei, dass dieses Vorgehen undurchschaubar wird, was wiederum für die Entwicklung der Politik der erneuerbaren Energien hinderlich sein könnte.

Im Bereich der Politik erweist sich – trotz der vereinbarten Ziele – die Kurzzeitorientierung der amtierenden Regierungen als hemmend. Die steigende Zahl der Erdöl- und Erdgasimporte und der Subventionen für die Kohlewirtschaft erzeugen problematische Rahmenbedingungen. Die verbreitete, politische Definition der „grünen Energie“, wonach die Atomenergie auch als „saubere Energie“ neben den erneuerbaren Energiequellen betrachtet wird, weil sie kein CO₂ produziert, zeigt, dass die wirklich sauberen Energien de facto noch keine energiepolitische Priorität darstellen.

Alle hemmenden wirtschaftlichen Faktoren sind vornehmlich auf das Fehlen von Kapital und der damit zusammenhängenden Sparmaßnahmen zurückzuführen. Die immer wieder auftretenden Wirtschaftskrisen und die Kontrollen der überstaatlichen Instanzen sorgten dafür, dass das Land seinen konsequenten Sparkurs beibehielt, mit der Folge, dass nur verhältnismäßig geringe Fördermittel gebilligt wurden.



Windpark in der Dobrudscha. Foto: Sandri Alexandra

Der Energiemarkt musste gegen Anlaufschwierigkeiten ankämpfen und weist deutliche Verzerrungen auf. Die Endverbraucher mussten den von der Regulierungsbehörde für Energie ANRE festgelegten Preis bezahlen und durften weder ihren Tarif, den Anbieter oder den Bezug von grünem Strom auswählen. Die Bürokratie ist vor allem bei der Vergabe der Fördergelder ein großes Hindernis, da für ein Projekt sehr viele Genehmigungen von unterschiedlichen administrativen Einrichtungen beantragt werden müssen. Ein weiterer hemmender Faktor ist der migrationsbedingte Facharbeitermangel bei Ingenieuren.

Die Nichteinbindung der Bevölkerung beziehungsweise der Kunden in den Markt deutet auf ein generelles Desinteresse hin. Diese Haltung war sowohl bei Teilen der

Politik als auch bei der breiteren Gesellschaft anzutreffen. Die Nutzung grüner Energien gilt vielfach als eine „Luxussorge“ und als eine „Modeerscheinung“, jedoch nicht als eine Notwendigkeit des alltäglichen Lebens.

Diese Auflistung der hemmenden und treibenden Faktoren verdeutlicht, dass Rumänien über eine gute Grundlage für die Förderung der sauberen Energiequellen verfügt, aber auch, dass wirtschaftliche Hürden überwunden werden müssten. Sobald die aktuelle Wirtschafts- und Finanzkrise überwunden ist, werden die Entwicklungschancen für saubere Energiequellen erheblich besser sein. Sie werden sich in Rumänien aber nur dann durchsetzen, wenn die hergestellte Energie auf Dauer günstiger wird als die auf herkömmliche Weise produzierte. Bis dahin ist der Weg noch lang und schwierig.

Dr. Anca Silvia Sievert, Sozialwissenschaftlerin, ist beim Kreis Unna im Bereich Arbeitgeberservice tätig. Ihre Dissertation erschien 2012 unter dem Titel „Grünes Rumänien? Der Wandel in der Erneuerbaren Energien-Politik. Eine aktorsfokussierte Policy-Analyse von 1980 bis 2010“ im Hamburger Verlag Dr. Kovač.



Atomenergie als „saubere“ Energie neben den erneuerbaren Energiequellen? Bei Cernavodă in der Dobrudscha steht das einzige Kernkraftwerk in Rumänien. Foto: Zlatko Krastev

Geschichte aus einer Welt, die es nicht mehr gibt

Solka in der Bukowina

Ioana Rostof

„Kurort Solca, Bezirk Suczawa (Bucovina), No. 40/37.

BEKANNTMACHUNG

Auf diesem Wege wird dem geehrten Publikum zur Kenntnis gebracht, daß die Saison im Kurorte Solca, der am Fuße der Bucovinaer Karpathen gelegen ist, am 1. Juni 1937 beginnt.

Mit Rücksicht auf das milde mäßige Klima sowie wegen der windgeschützten Lage wird dieser Kurort von allen Aerzten empfohlen in Fällen von:

Blutarmut, Chlor-Anämie, Lymphatismus, Konvaleszenz, allgemeine Schwäche, physische und intellektuelle Ueberarbeitung, sowie Lungenleiden.

Die herrlichen Tannen- und Fichtenparks, welche äußerst gepflegt und rein sind, bieten ideale Erholungsmöglichkeiten.

Den Besuchern stehen weiters zur Verfügung:

Restaurants – Konditoreien und erstrangige Villen – Modernst ausgestattete Wohnungen zu billigen Preisen – Strand – Tennisplätze und Ausflugsmöglichkeiten – Tannen- und Salzbäder, Kohlensäurebäder, Inhalationen nach dem modernen „Bouling“-System – Sonnenbäder – Fachärzte.

Täglich konzertiert die Musikkapelle des 5. Gendarmenregimentes.

Autobusverkehr vom Bahnhof Kaczyka zu äußerst reduzierten Preisen.

Bahnermäßigung bis Kaczyka.

Das lokale Kur- und Touristenkomitee“

(Aus: Czernowitzer Morgenblatt, Nr. 5628, Sonntag, den 6. Juni 1937, S. 11)

Getting there is half the fun

Zwischen zwei Regengüssen steigen wir ins Auto ein und nehmen uns vor, nach Solka/Solca zu fahren. Wir erwarten nicht, dort herrliche, äußerst gepflegte und reine Parks oder eine Musikkapelle zu finden: Dafür wäre es jetzt im Mai wohl zu früh, und es ist auch sehr unwahrscheinlich, dass man nach mehr als 70 Jahren dort noch dergleichen vorfinden könnte. Doch ein Spaziergang an einem windgeschützten Ort klingt reizend.

Nach ungefähr einer Stunde kommen wir in Solka an. Links sieht man einen (herrlichen) Tannen- und Fichtenwald. Die Bäume sind alt, hoch, gerade ... Bei genauem Hinsehen bemerkt man, dass der besagte Wald auch (klare Spuren von) Alleen und sogar (von) Bänke(n) aufweist. Und trotzdem: Alleen im Walde!? Das ist doch nicht Österreich! Gar nicht. So dass uns nichts übrig bleibt, als zu vermuten, es müsse sich um einen von den alten Parks handeln, deren sich das lokale Solkaer Kur- und Touristenkomitee vor Jahrzehnten rühmte.

Wir fahren durch die Stadt, die wie keine richtige Stadt aussieht. Eigentlich suchen wir das Sanatorium – aber davon später. Wir entdecken zuerst einmal eine Art Palast, der auch schon einmal bessere Tage gesehen hat, und auf welchem „Krankenhaus“ steht; doch er ähnelt dem Sanatorium gar nicht, dessen Fotos wir gesehen haben. Wir fahren über eine Brücke, die sich nicht über einen reinen Gebirgsbach, sondern über das typisch rumänische verschmutzte Dorfbächlein spannt. Rechts gibt es einen – wieder typisch rumänischen – „Universellen Laden“; links, einen „Supermarkt“. Hat jemand „Wow!“ gesagt? Nicht wir: War nicht

der Fall. Wir fahren geradeaus, bis es kein „Geradeaus“ mehr gibt. Da steht es auf einem Schild, das nach links zeigt: „Historisches Monument 500 m“.

Erst jetzt sagen auch wir „Wow!“ (englisch klingt es besser als das rumänische „Uau!“). Warum? Naja, wir wissen, dass das Sanatorium, das wir suchen, 1876 erbaut wurde, also verdient es beinahe den Namen „Historisches Monument“. Auch hatten wir mitbekommen, dass man vorhätte, das Sanatorium abzutragen. Und siehe da: Es muss wohl eine unverschämte Lüge gewesen sein. Wie schön! Wiederum fahren wir geradeaus, bis es nicht mehr geht, und plötzlich realisieren wir, was das besagte historische Monument ist. „Realisieren“ ist aber wohl zu viel gesagt: Bis heute wissen wir nicht genau, ob es sich um ein Kloster oder um eine Kirche handelt. Jedenfalls ist das Monument, wie alle Klöster der Gegend, von Mauern umgeben. Ein Tor gibt es auch: groß, schwer und geschlossen; eigentlich nicht nur geschlossen, sondern auch mit einer Brechstange hermetisch abgeriegelt.

Wir fahren also zurück. Linkerhand gibt es eine Anzahl von Gebäuden, die verlassen scheinen. Dort ist – oder war – die „Solca“ Bierbrauerei. Ist oder war? Keine Ahnung. Seit wann haben wir in den Läden kein Solca-Bier mehr gesehen? Wiederum keine Ahnung.

Wir machen Halt vor dem Rathaus, einem relativ neuen, in den Achtzigerjahren vielleicht interessant anmutenden Gebäude mit Türmchen. Die Putzfrau putzt die Fenster. Wir fragen sie, ob wir den Herrn Bürgermeister sprechen

könnten. Die Frau sieht uns neugierig an, um festzustellen, ob wir uns über sie lustig machen oder nicht. Dann fragt sie zurück: „Heute? Am Samstag?“. Wahrscheinlich hat sie Recht. „Und der Herr Vize?“ – „Naja, sein Auto hab ich gesehn, aber drinnen is’ er nicht.“ – „Und das historische Monument, ist das eine Kirche oder ein Kloster? Denn das Tor war ja geschlossen.“ – „Naja, heute gabs Gottesdienst, is’ aber schon aus.“ – „Und das Sanatorium, ist es noch in Betrieb?“ – „Oh, nein, seit etwa zwei Jahren nicht mehr.“ Dasselbe hatten wir auch gehört. „Aber wo ist es?“ – „Da, ein bisschen bergauf oberhalb des Krankenhauses.“ Wir bedanken uns und gehen. Die Frau sieht uns verwundert nach.

Es war einmal ...

Da wir nicht die geringste Ahnung haben, wie sich der Begriff „ein bisschen bergauf“ am besten deuten lässt, machen wir einfach vor dem Krankenhaus Halt. Wie gesagt, das Gebäude ist groß, schön, imponierend und verfallen. Es wurde zu Zeiten des Kaiserreiches erbaut. Ein Glück, dass man damals für Jahrhunderte baute! Sonst hätte Solka heute kein Krankenhaus mehr. Die Vordertreppe führt zu einer geschlossenen Tür, aber wir würden keinesfalls riskieren, diese Treppe hinaufzugehen: Sie erweckt den Eindruck, als ob sie unter unseren Füßen einstürzen könnte. Wir umgehen das Gebäude, und endlich sehen wir noch eine Tür: eine neue, aus Plastik, mit Thermopane! Die Fensterrahmen sind aber alle aus Holz, und sie scheinen genauso alt wie das Gebäude selbst zu sein.

Jedenfalls haben wir den Eingang gefunden. Wir treten hinein und ein kurzer Blick in den Flur, von dem die Vordertür abgeht, zeigt uns, dass er voll von alten, rampolierten Möbelstücken ist. Ach so. Dann fangen wir wieder an, nach der Nadel im Heuhaufen zu suchen, d. h. nach dem Direktor, oder nach seinem Stellvertreter, oder nach irgendeinem Arzt. Und, was für eine Überraschung: Es ist (wieder) die Putzfrau, die uns (wieder) zur Wirklichkeit bringt: Auch im Krankenhaus herrscht Samstag! Jedenfalls begleitet sie uns zur Notaufnahme.

Da finden wir zwei junge Assistenzärzte, die uns verwundert und ungläubig anschauen, während wir ihnen das Folgende erzählen: ...

Es war einmal ein Jude namens Hermann Poras, der 1835 in Czernowitz/Černivci/Cernăuți geboren wurde und in Wien Medizin studierte. Er kehrte aber in die Bukowina zurück und ließ sich in Radautz/Rădăuți nieder. Die Sommer verbrachte er in Solka, als Gründer, Eigentümer und Direktor des dortigen Sanatoriums. Nach seinem plötzlichen Tod wurde sein Sohn Josef Direktor, und der schrieb ein Buch, in dem er, anhand einer Statistik über deren Häufigkeit und Effizienz, die Therapien detailliert beschrieb, die man im Sanatorium anwendete. Weil das Sanatorium im ganzen Kaiserreich eine gute Presse hatte, kamen Patienten aus ganz Europa, auch aus der Schweiz und aus Deutschland nach Solka,

um ihre verschiedenen Krankheiten kurieren zu lassen. 1904 zog Josef Poras nach Czernowitz um, wo er bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges blieb, dann nach Wien ging, wo er eine Privatklinik eröffnete. Jetzt will einer von seinen Nachkommen, der Amerikaner Joseph Poras, nach Solka kommen, das Sanatorium besichtigen und eine Gedenktafel anbringen, um die Geschichte seiner Familie und deren Verbindung zu dem Sanatorium und zu dem Kurort bekannt zu machen. Dies möchte er während einer kleinen Zeremonie tun, der lokale Bevollmächtigte, Journalisten und Mitglieder der jüdischen Gemeinden in der Gegend beiwohnen sollten. Als wir ihm die unerwartete Nachricht mitteilten, dass das Sanatorium geschlossen und abgerissen werden soll, empörte er sich darüber nicht, sondern antwortete: „So ist es ja im Leben, man muss dem Neuen Platz machen. Wenn das Gebäude tatsächlich so verfallen ist, dass es für die, die hineintreten, gefährlich ist, dann wäre es natürlich besser, wenn man es abtragen würde ... Könnte man trotzdem den Abriss vielleicht auf Ende Mai verschieben, so dass ich es noch sehen kann? Ich will einfach nur hineingehen, die Luft einatmen, den Ort sehen, wo meine Familie einst weilte.“

Nachdem wir unsere Geschichte erzählt haben, können die beiden uns nur eine Antwort geben: „Wir sind zu jung, um solche Sachen zu wissen.“ Jedenfalls erklärt sich einer von ihnen bereit, uns zu dem geheimnisvollen Sanatorium zu führen. Wir hinterlassen für den Direktor eine Visitenkarte, mit der Bitte, er solle sich mit uns in Verbindung setzen, sobald er sie bekommt. Dreimal dürfen Sie raten, ob er das je getan hat oder nicht.

Wir gehen zu Fuß: Das Sanatorium ist gar nicht weit entfernt; nur ein bisschen bergauf gelegen. Es steht auch in einem Tannen- und Fichtenpark mit breiten Alleen, Bänken und einem Springbrunnen in der Mitte (wieder „Wow!“ – Keinesfalls! Nur Geduld!), hat einen Zaun aus Metall, und es gibt eine Pforte, die nicht abgeschlossen ist: Die Pforten, die nirgendwohin führen, schließt man nicht ab. Wir öffnen sie – oder war sie schon geöffnet?! – und treten direkt in eine Pfütze, zu groß, um umgangen zu werden: Irgendwo, wiederum ein bisschen bergauf, links vom Gebäude, gibt es eine Quelle, und ihr Wasser fließt frohen Mutes durch den ganzen Hof. Obwohl es auch von der Straße aus sichtbar ist, bemerken wir erst jetzt ein Schild. Darauf steht, weiß auf blau: „Sanitätsdienst d. Kreises Suczawa Städtisches Krankenhaus Solka Sektion 1“. Die Alleen kann man unter einer dicken Schmutzschicht bloß vermuten. Die Bänke sehen gespensterhaft verfallen aus. Auch zwei oder drei Müllkübel gibt es noch, die grellgelb leuchten. Seit vielen Jahrzehnten hat das Bassin des Springbrunnens kein anderes Wasser als Regenwasser gesehen.

Aber das Gebäude ist da. Noch. Auch sieht es nicht schlimmer aus als sehr viele andere Gebäude, die längst nicht so alt und noch in Gebrauch sind. Eigentlich sieht

es nicht schlimmer aus als das sogenannte „Alte Krankenhaus“ in Suczawa/Suceava oder als die gegen Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre in Rumänien gebauten Wohnblocks. (Die, vor denen die lokale Presse uns immer wieder warnt: Bei starken Regenfällen oder Wind sollte man vermeiden, sich ihnen zu nähern, denn ihr Verputz bröckelt ab.) Von den Wänden des Solkaer Sanatoriums fällt nichts herunter. Das Dach ist da, der Putz ist da, bloß einige Fenster stehen offen, beziehungsweise eingeschlagen. Aber das Ganze scheint kaum gefährlich.

Wir sehen uns die Krokusse an, die vor dem Gebäude neben dem Springbrunnen blühen, wie um an die guten alten Zeiten zu erinnern. Unser Führer zeigt uns (natürlich nur von außen: Wer könnte wissen, wo die Schlüssel stecken?) das Hauptgebäude, die Nebengebäude, das kleine Heizkraftwerk, die hintere Hälfte des Parks. Er hat einige Jahre hier gearbeitet, hat die Zeit gehabt, den Ort lieben zu lernen, und weiß vieles. „Spüren Sie diese Luft?“ fragt er uns. „Das ist die Luft, die die Lungenkranken brauchen! Und nicht nur sie! Aber wen interessiert das? Geblieben sind nur das Tbc-Krankenhaus in Suczawa – und Sie wissen, wie schlecht die Luft da ist –, und das in Radautz, wo die Kranken am Fenster stehen und buchstäblich auf die Köpfe der Passanten spucken. Für Solka gibt es aber kein Geld mehr.“

... aber einmal ist bekanntlich keimnal

Wir verabschieden uns und fahren, mit gemischten Gefühlen, nach Hause. Einerseits glauben wir, dass der junge Mann sich der Hoffnung hingegeben hat, dass der reiche Amerikaner (alle Amerikaner sind ja reich) bald nach Rumänien kommt, das Sanatorium beansprucht (und bekommt: Die Rede ist doch von einem Gebäude in einem Park und nicht von irgendeinem Schloss!), sein ganzes fantastisches Vermögen in die Sanierungsarbeiten investiert und den Ort in seinen einstigen Glanz zurückversetzt. Und dann wird er, der Assistenzarzt, wieder dort arbeiten können, bei der 1. Sektion des Solkaer Städtischen Krankenhauses.

Andererseits: Wie können wir dem amerikanischen Nachkommen von Josef Poras verständlich machen, dass das Gebäude noch existiert und wahrscheinlich bis Ende Mai nicht abgetragen werden wird, obwohl es niemandem mehr nützt? Wie können wir ihm erklären, dass er sich jahrelang einer Illusion hingab, als er dachte, das frühere Eigentum seiner Familie werde sorgfältig gepflegt – denn es befindet sich ja in keiner Wüste oder im Niemandsland, sondern in einer Stadt? Wie können wir ihm klar machen, dass im Laufe der Jahre – gleichgültig ob 130, 80, oder nur zwei Jahre – trotz aller Hoffnungen die Lage immer misslicher wird und das Land seiner Vorväter immer weiter von Fortschritt und Zivilisation abrückt? Wie können wir ihn nicht darum beneiden, dass er nicht in einem Land lebt, das seiner Vergangenheit nicht würdig ist, in einem Land, in dem

sogar die Kinder lachen, wenn sie den Eminescu-Vers hören: „*Deiner großen Vergangenheit gebührt eine ebenso große Zukunft!*“

Lasst uns Schluss machen ... doch nicht, ohne die Mitteilung des lokalen Kur- und Touristenkomitees noch einmal zu zitieren, jene heutzutage unheimlich wirkende Einladung in einen Ort, der nicht mehr das ist, was er einmal war, in eine Welt, die es nicht mehr gibt: „*Die herrlichen Tannen- und Fichtenparks, welche äußerst gepflegt und rein sind, bieten ideale Erholungsmöglichkeiten. Den Besuchern stehen weiters zur Verfügung: Restaurants – Konditoreien und erstrangige Villen – Modernst ausgestattete Wohnungen zu billigen Preisen – Strand – Tennisplätze und Ausflugsmöglichkeiten – Tannen- und Salzbäder, Kohlensäurebäder, Inhalationen nach dem modernen ‚Bouling‘-System – Sonnenbäder – Fachärzte. Täglich konzertiert die Musikkapelle des 5. Gendarmenregimentes.*“

Postskript. Anno Domini 2013

So ungefähr sah die Lage vor sieben Jahren aus. Inzwischen gibt es in den einst herrlichen Solkaer Tannen- und Fichtenparks noch einige Bäume mehr. Das ehemalige „Kloster Solka“ besteht aus Kirche, Schutzmauer und Tor. Die Tür der Kirche wird zusätzlich durch ein Gitter geschützt. Die Solkaer Bierbrauerei ist schon in den 1990er Jahren geschlossen worden. Der ganze Komplex wird von zwei großen schwarzen Hunden bewacht. Das stinkige Solkaer Krankenhaus ist inzwischen zum Altenheim geworden. Der „Supermarkt“ ist Bankrott gegangen. Vor ein paar Jahren wurde das 100-jährige Jubiläum der Brücke gefeiert. Dies nahm die österreichische Baufirma, die die Brücke seinerzeit gebaut hatte, zum Anlass, die Solkaer Behörden mit einem Schreiben zu überraschen, in dem ihnen eröffnet wurde, dass sie sich weiter selbst um die Brücke kümmern sollten. Das Gebäude des Sanatoriums steht noch, obwohl es in den letzten Jahren ganz der Natur überlassen wurde. Sowohl der menschlichen Natur, dank deren es nun keine Möbel, Fensterscheiben, Drähte und Dielembretter mehr hat, als auch der Mutter Natur: Wind, Regen und Schnee dringen ein, und mit ihnen allerlei Pflanzen- und Baumarten. Auch die Quelle gibt es noch. Nach der Meinung der Einheimischen hat sie das allerbeste Wasser, das man in der ganzen Gegend finden kann. Das Wasser fließt genauso munter wie immer durch den ganzen ehemaligen Park. Verschwunden sind inzwischen das blaue Schild, die Bänke und die Müllkübel. Als Erstes muss aber die Gedenktafel von Joe Poras verschwunden sein. Und mit ihr ein Stück Geschichte, das keinen Bukowiner mehr zu berühren vermag.

Dr. Ioana Rostoş lehrt Deutsch als Fremdsprache an der Stefan-der-Große-Universität Suczawa/Suceava, und ist als Übersetzerin und Schriftstellerin tätig. Eine rumänische Fassung des obigen Beitrags erschien in Monitorul de Suceava, 04.05.2006.

Schließt Johann Lippert den Kreis seiner Banater Erinnerungen?

Die letzte Fahrt nach Wiseschdia

Walter Engel

Als literarischer Chronist des banatschwäbischen Dorfes legt Johann Lippert in kurzen Abständen neue Bücher vor. Sein Roman „Bruchstücke aus erster und aus zweiter Hand“ (2012) liest sich wie eine Fortsetzung oder „Weiterung“ des experimentellen Romans „Dorfchronik“ (2010). „Lebensläufe“ haben es auch diesmal dem Ich-Erzähler angetan. Der blutjunge Kurt Brauner, 1987 in Heidelberg geboren, geht auf Spurensuche. Das Banat kennt er nur aus den Erzählungen der Mutter und aus seinen frühen Erinnerungen an den Großvater, der eigentlich nie hatte auswandern wollen und nach dem Umbruch 1989 wieder nach Wiseschdia/Vizejdia zurückgekehrt war, dort plötzlich verstarb. Seine Erkundungsreise gilt der Gegenwart, dem heutigen Leben in Wiseschdia, einem von Grund auf verwandelten Dorf mit verblasenden banatschwäbischen Reminiszenzen.

Das eigentliche Handlungsgerüst des Romans ist recht dünn: Berichtet wird über die Familie des Erzählers in Heidelberg, über Kurts Entschluss zur Reise ins Banat, über seine zufällige Reisebekanntschaft mit dem Temeswarer Germanistikabsolventen Liviu, der ihn durch Temeswar/Timișoara führt. Dann das Herzstück des Romans: Besuch und Aufenthalt in Wiseschdia bei Alois Binder, dem im Ort verbliebenen guten Freund des Großvaters und begnadeten Geschichtenerzähler. Eine Liebesgeschichte zwischen Kurt und der ebenfalls in Wiseschdia weilenden bundesdeutschen Studentin Karin würzt die letzten Kapitel des Prosastückes wie ehemals in Heimatromanen üblich. (s. S. 193)

Der überaus gastfreundliche Liviu – der Vater ist Rumäne, die Mutter Deutsche – arbeitet als Journalist, ist an der ganzen Geschichte der Schwaben interessiert, lässt an den gegenwärtigen Verhältnissen in Rumänien kein gutes Haar und kennt das inzwischen heruntergewirtschaftete Banat („*einst die Kornkammer Europas*“, S. 221) und nicht zuletzt die Orte mit deutscher Geschichte – Wiseschdia, Großsanktnikolaus/Sânnicolau Mare, Hatzfeld/Jimbolia usw. – bestens. All dies und vieles mehr aus der fernerer und näheren Geschichte des Banats – den Temeswarer Stadtrundgang nicht zu vergessen – fließt ein in den Roman.

Aber dann Wiseschdia. Historie und Aktualität, alte Geschichten des bodenständigen Alois Binder und spontane Beobachtungen des jungen Studenten aus einer anderen Welt verbinden sich wie selbstverständlich, die Übergänge sind geschmeidig. Das ist das eigentliche Format der Prosa von Lippert, der offensichtlich „Bruchstücke aus erster Hand“ vorzieht.

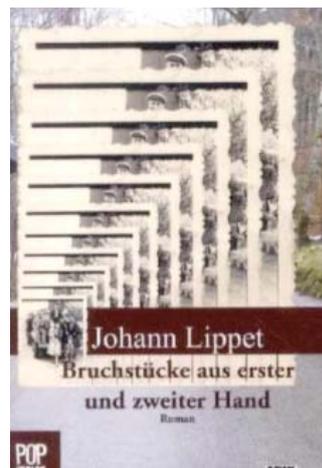
Ein Hauch von Banater Dorfidylle breitet sich aus, und der bundesdeutsche Student kann die Erzählungen seiner Mutter nachempfinden. Florica Binder, die ehemalige Saisonarbeiterin aus der Maramuresch, nun Ehefrau des Alois Binder, führt die Wirtschaft wie eine echte Banaterin: Es gibt der Reihe nach frisches Hausbrot und Palatschinken, Hähnchenpaprikasch und Krumbieren mit Nudeln. Nicht zu vergessen: „Schunkefleisch“, Paradeis, Paprika und Melonen, die hier wie nirgendwo anders schmecken. Verführerisch, das einfache Landleben; die Arbeit an der frischen Luft! Detailfreudige, volkskundlich anmutende Beschreibungen geben Einblick in die Arbeits- und Lebensverhältnisse des Banater Bauern von ehemals. Etwa: Wie spanne ich ein Pferd an? Wie handhabe ich eine Sense beim Mähen? Wie miste ich den Stall aus und tränke das Vieh? Lob der reichen Tomaten- und Paprikaernte!

Dabei klopfen die Gespenster der „Lebensläufe“ immer noch an, auch bei Alois Binder, der 1949 nach fünf Jahren Deportation zur Zwangsarbeit wieder nach Wiseschdia zurückgekehrt ist:

„Und hier? Enteignet, kein Feld mehr, rumänische Kolonisten im Haus, ohne Rechte, sich als Pächter durchschlagen. Glück im Unglück gehabt, denn er und seine Mutter seien von der Deportation einundfünfzig in den Bărăgan verschont geblieben.“ (S. 115)

Und heute? Fast alles im Dorf und in der Umgebung ist in „Schieflage“ geraten. Doch auch Hoffnungsschimmer – etwa in Gestalt einer tatkräftigen Lehrerin – gebe es: eine mit Computern ausgestattete Schule, die Renovierung der Kirche dank der Spenden früherer Wiseschdiaer, das Kulturheim soll folgen.

Es handelt sich abermals um ein lesenswertes Buch von Johann Lippert mit zahlreichen Episoden, die eine eigenartige Atmosphäre verbreiten. Spurensuche der Söhne und Enkel im Banat ihrer Eltern und Großeltern! Bei einer zweiten Auflage wäre allerdings ein sorgfältigeres Lektorat zu empfehlen.



Johann Lippert
Bruchstücke aus erster und aus zweiter Hand. Roman.
Pop-Verlag, Ludwigsburg
2012, 251 Seiten, 15 Euro.

Iris Wolffs Debütroman „Halber Stein“

Ein ganzer Ort

Ingeborg Szöllösi

Ein Ort, der die Ich-Erzählerin in die Vergangenheit blicken und die Zukunft erahnen lässt, ist Michelsberg/Cisnădioara, ein malerisches Dorf unweit von Hermannstadt/Sibiu. Er bietet genau das, was die Handlung dieses Romans braucht: eine romantische Kulisse mit Kirschbaumfeldern „tief verschleiert“, mit den Ausläufern der Karpaten „in blaugraue Pastelltöne gehüllt“, mit mittelalterlicher Wehrmauer, einem Burgberg und einer Basilika aus dem 13. Jahrhundert, mit Kirchglocken, deren Läuten „von ihrer Hingabe an diese Welt“ erzählen, mit einem Silberbach, der einen „Halben Stein“, ein jahrhundertealtes Naturmonument, birgt, mit einem Wald ringsherum, dessen Boden „weich“ und „an einigen Stellen von Moos durchwirkt“ ist, sodass er einlädt, die Schuhe abzustreifen.

Nicht nur Schuhe werden abgestreift. Einen Lebensabschnitt lässt die Ich-Erzählerin hinter sich – erinnernd. Und durch das erinnernde Verarbeiten von längst vergessenen geglaubten Kindheitserlebnissen gelingt es Sine, der Ich-Erzählerin, sich zu einer Leichtigkeit des Sein emporzuschwingen und sich „singend“ für Kommendes zu öffnen. Dominiert zu Beginn des Romans eine lethargische Stimmung mit nebulösen, schwer zu deutenden „Zeichen“, mit einer jungen Frau „auf der Schwelle in ein künftiges Berufsleben“, „unfähig, ... einen Plan zu fassen“, einer Frau, die dem Müßiggang frönt und erst ab Seite 84, „einer Laune folgend“, anpackt und bei den „letzten Vorbereitungen“ für die Beerdigung ihrer Großmutter mithilft, so steht am Ende der Romans, eine entschlossene Frau vor uns, die „Zeichen“ zu deuten und ihr Leben zu gestalten weiß.

Warum sie erst jetzt wieder zurück nach Michelsberg gekommen sei, will Julian wissen, während er sich mit Sine, seiner Freundin aus Kindertagen, über schöngeistige Literatur unterhält. Er, dessen Mutter eine Siebenbürger Sächsin und dessen Vater ein Rumäne ist, hat viele Fragen – und mindestens genauso viele hat Sine. Während Sine, gerade mit ihrem Studium fertig geworden, unschlüssig in die Zukunft blickt und ihren Lebensstoff aus der Literatur und Phantasie bezieht, hat Julian einen existenziellen Vorsprung: Er, der Geschichte studieren möchte, fühlt sich seit dem Weggang seines Vaters für die Familie verantwortlich. Die Fragen der beiden finden ihre Antwort in einer Lovestory, die sich bereits auf der ersten Buchseite ankündigt.

Wie sehr sie sich in ihrem „neuen Leben“ nach „dem Läuten der Glocken, dem sprudelnden Silberbach und ruhigen Zibin, nach Agneta und dem Haus mit dem rätselhaften rechten Winkel“ gesehnt hat, spürt Sine erst,

als sie die Fäden ihres alten Lebens wieder aufnimmt. Mit ihrem Vater, einem Künstler, kehrt sie nach zwanzig Jahren an den Ort zurück, an dem sie ihre Kindheit verbracht hat: den „prägenden Ort, der einen nicht loslässt“. Der Anlass ist ein trauriger – die Beerdigung ihrer Großmutter Agneta, die Mutter ihres Vaters, die nicht nach Deutschland ausgewandert ist. Ihr Haus ist „die letzte Heimstätte“, die Sines Familie in Siebenbürgen hat. Der zu dieser Heimstätte gehörende Großvater, Besitzer einer Färberei, ist früh verstorben. Zweiter Weltkrieg, Deportation nach Russland und die sozialistische Umstrukturierung des Landes waren nicht spurlos an ihm vorbeigegangen. Tiefer als diese Narben war allerdings eine andere, eine unsichtbare: ein Mann namens Andrei, der Agnetas Leben sensibel gestreift hatte.

Sines Großeltern mütterlicherseits sind der jungen Familie nach Deutschland gefolgt – mit der Devise: den Blick nach vorn richten, sich in der neuen Heimat einleben, neue Freundschaften schließen, den Blick zurück meiden. Denn der Blick zurück verspricht nichts Stabilisierendes: „Wie oft mussten die Sachsen ihre Staatsbürgerschaft wechseln! Unsere Urgroßeltern waren österreichische, dann ungarische Staatsbürger. Die Großeltern königlich-rumänisch, die Eltern sozialistisch-rumänisch ...“ – Der Roman entrollt eine klassisch siebenbürgische Familiensaga: ein Teil der Familie, verkörpert durch Vater und Tochter, sehnt sich nach einem Ort, an dem „selbst die Zeit ihre Schuhe abstreift“, ein Ort der Stille und Erfüllung – hier fühlt sich jeder „halbe“ Mensch ganz; der andere Teil der Familie, verkörpert durch Mutter, Onkel, Großeltern mütterlicherseits, schieben Vergangenheit den Riegel endgültig vor. Ein Riss geht mitten durch die Familie – doch wird kein Versuch unternommen, Gemeinsames zu entdecken, viel zu unterschiedlich gelagert sind die Lebensgefühle. Die Reise von Vater und Tochter in die Vergangenheit endet mit der Wiederaufnahme einer nicht zu tilgenden Erinnerungsspur. Weder Vater noch Tochter wollen das Haus der Großmutter aufgeben – der westwärts gewandte Onkel wird ausbezahlt, Vater und Tochter erwerben sich ein Sehnsuchtsdomizil, das sie nunmehr nach Belieben aufsuchen können.

Iris Wolff, 1977 in Hermannstadt geboren, legt mit „Halber Stein“ ihren ersten Roman vor – die Sprache ist lyrisch, der Hintergrund historisch, die Perspektive philosophisch. Ein *Wie-ich-zu-mir-finde*-Roman.

Iris Wolff

Halber Stein. Roman. Otto Müller Verlag, Salzburg 2012, 294 Seiten, 21 Euro.

Erzählungen des Schriftstellers Yechiel Shraibman

Jiddische Literatur aus Bessarabien

Magdalena Gebeßler

Nach Yechiel Shraibmans Roman „Sieben Jahre und sieben Monate. Meine Bukarester Jahre“ erscheint mit einer Sammlung von Erzählungen unter dem Titel „Ein Denkmal für Itzik Rachmiels und andere Erzählungen aus dem Raschkewer Schtetl“, ein weiteres Werk des jiddischen Schriftstellers im be.bra wissenschaft verlag. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Ernst-Harald Dähnhardt, liegen dem deutschsprachigen Publikum nun zwölf Erzählungen eines der bekanntesten bessarabischen Autoren in der Übersetzung Ernst-Harald Dähnhardts, Gabriele Andresens und Dorothea Greves vor. Die Erzählungen stammen fast ausschließlich aus den Erzählbänden „Yorn un reges“ und „Shtendig“, die 1973 beziehungsweise 1997 erschienen sind.

Yechiel Shraibman wurde 1913 im Schtetl Raschkew/Raşcov (ukr. Raškiv, russ. Raškovo) am Dnestr geboren, besuchte nach einer Uhrmacherlehre das jüdische Lehrerseminar in Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți), wo er sich der kommunistischen Untergrundbewegung anschloss. In den 1930er Jahren lebte Shraibman in Bukarest und zog nach der sowjetischen Besetzung 1940 nach Kischinew/Chişinău. Der Ghettoisierung und Ermordung der bessarabischen Juden während des Zweiten Weltkrieges entging er durch seine Flucht nach Usbekistan, wo er in einer Kolchose arbeitete. Nach dem Krieg lebte Shraibman in der sowjetischen Moldau und engagierte sich dort für das jüdische Leben und die jiddische Sprache. Er starb 2005 in Kischinew, der Hauptstadt der Republik Moldau.

Shraibman lässt seine Heimat, das jüdische Bessarabien, in seinen Erzählungen lebendig werden. Er berichtet liebevoll vom Leben im Schtetl Raschkew und von einer Gesellschaft, die zwar in Armut, doch nach jüdischen Traditionen und Werten lebte. Shraibman setzt so den bessarabischen Juden ein literarisches Denkmal.

Die Welt, die Shraibman beschreibt, ist unwiederbringlich verloren. Und doch sind seine Erzählungen nicht erfüllt von Traurigkeit, sondern meist von Heiterkeit und Lebendigkeit. Auch durch ironische Passagen gelingt es Shraibman, lebendig statt kitschig zu wirken.

Mehrfach thematisiert Shraibman den Akt des Schreibens in seinen Erzählungen. Dabei spricht er außerdem die Aufgabe und die Pflicht des Erinnerns an, das im Judentum

so wichtig ist. In der Erzählung „Usbekistan – 42“ mahnt der Autor seine Leser: „*Sieh hin, Leser, und erinnere dich. Und pass auf.*“ (S. 150)

Yechiel Shraibmans Erzählungen sind stark autobiographisch geprägt. Die verschiedenen Lebensstationen des Autors spiegeln sich auch in dem vorliegenden Band wider. So lässt Shraibman seine Erfahrungen als Uhrmacherlehrling in die Erzählung „Vom Gutsherrn Andronake und Leib, dem Uhrmacher“ einfließen und verarbeitet seine Zeit in der Kolchose in „Usbekistan – 42“. Die Handlung der Erzählungen reicht von der Vorkriegszeit, als Bessarabien zu Rumänien gehörte, über die Ghettoisierung und Erschießung der jüdischen Bevölkerung durch die Nationalsozialisten und die Todesmärsche bis hin zur Nachkriegszeit. Mehrfach appelliert Shraibman an die Leser, die Geschichten weiterzutragen und niemals mehr geschehen zu lassen, was geschah: „*Mögen die zwei Worte ‚Krieg‘ und ‚Faschismus‘ verflucht sein in alle Ewigkeit!*“ (S. 73).

Im Anhang des Erzählbandes findet der Leser neben dem Nachwort Ernst-Harald Dähnhardts auch Quellenangaben, Anmerkungen, eine Autoreninformation und eine Landkarte. Dies bietet dem interessierten Leser einen Zugang zum Hintergrund des Werkes, trübt jedoch gleichzeitig durch die Vielzahl der Anmerkungen ein wenig den Lesegenuss. Manche Fußnoten hätten sich außerdem durch eine passendere Übersetzung erübrigt. Und auch wenn der Herausgeber durch Parallelen zwischen jüdischen und christlichen Festen dem Leser die jüdische Religion näher bringen will, so erscheinen manche Gleichsetzungen doch problematisch.



Yechiel Shraibman
Ein Denkmal für Itzik Rachmiels und andere Erzählungen aus dem Raschkewer Schtetl. Übersetzt aus dem Jiddischen von Ernst-Harald Dähnhardt, Dorothea Greve und Gabriele Andresen. be.bra wissenschaft verlag, Berlin 2012, 191 Seiten, 19,95 Euro.

Neues zu Balkansprachbund und Kontinuitätstheorie

Thomas Schares

Der nüchtern klingende Titel des zu besprechenden Bands, der die Ergebnisse des XXV. Romanistischen Kolloquiums beinhaltet, das im April 2010 in Wien stattfand, verweist auf zwei kontrovers diskutierte Themen, die nicht nur für die linguistische Erforschung des Ostromanischen und für die Balkanologie, sondern auch für die kollektive Identitätsbildung der Rumänen Relevanz haben.

Ersteres, der „Balkansprachbund“, umfasst die Erklärungsversuche der Sprachwissenschaft, strukturelle Ähnlichkeiten (die wichtigsten: nachgestellter bestimmter Artikel, Fehlen des Infinitivs und Zusammenfall von Genitiv und Dativ) einer Reihe südosteuropäischer Sprachen, besonders im Rumänischen, Bulgarischen und Albanischen, zu interpretieren, die nur aufgrund von Sprachkontakt entstanden sein können. Die daraus resultierenden Migrationshypothesen (besonders mit Bezug auf albanisch-rumänische Gemeinsamkeiten) stehen aber im Widerstreit zu der noch immer umstrittenen „Kontinuitätstheorie“ – nämlich der einer kontinuierlichen Präsenz rumänischer Sprache und Kultur nördlich von Donau und Karpaten, ein sehr wesentlicher Aspekt der rumänischen kollektiven Identitätsbildung.

Acht der in dem Band versammelten 13 Beiträge beschäftigen sich denn auch direkt mit diesem Themenkomplex, wobei vor allem die Rolle des Albanischen und die albanisch-lateinisch(-rumänisch)en Sprachkontakte im Fokus sind. J. Christophson zeigt Möglichkeiten der extralinguistischen Bewertung sprachlicher Daten bezogen auf den südosteuropäischen Raum auf. M. Iliescu diskutiert in ihrem Beitrag die Schwierigkeiten der Annahme eines Balkansprachbunds anhand der hauptsächlich angeführten sprachlichen Gemeinsamkeiten (s.o.) aus der Perspektive des Lateinischen. W. Dietrich bespricht diese Balkanismen unter der Frage der historischen Deutbarkeit arealer Gemeinsamkeiten, und J. Matzinger referiert seine These des Nachweises mit linguistischen Mitteln, dass (zumindest sprachlich) die Albaner keine Nachfahren der Illyrer sein können. D. Göler beschreibt das Siedlungssystem Albaniens und macht vor allem osmanische Einflüsse geltend. I. Arapi schließlich vergleicht albanische und rumänische Ableitungssuffixe und zeigt damit, wie detaillierte Untersuchungen eines sprachlichen Teilbereichs die Gesamtsituation erhellen können (erkennbare sukzessive lateinische, slawische und türkische Einflüsse trüben das Bild eines Sprachbunds). Wer sich also zum Thema Balkansprachbund und den vielfältigen Aspekten, die es impliziert, auf den neuesten Stand

bringen will, ist mit der Konsultation dieses Bands bestens bedient. Klar wird beim Lesen der einzelnen Beiträge einmal mehr: Die komplexe Siedlungs- und Migrationsgeschichte des Balkanraums hat eben auch mit und in diesem sprachlichen Erbe ihre Spuren hinterlassen, die mit dem Begriff des „Sprachbunds“ im Grunde sehr missverständlich bezeichnet sind, nichtsdestotrotz aber linguistische Fakten darstellen.

Etwas vom Bandtitel abweichend finden sich in dieser Publikation weitere Themen. Da ist zum einen die Erforschung des Aromunischen (bzw. Mazedorumänischen) in drei weiteren Beiträgen, wobei G. Schubert von im 18. Jahrhundert nach Ungarn migrierten aromunischen Gruppen berichtet, die sich im Gefolge griechischer Händler erfolgreich als Geschäftsleute betätigten. Der Beitrag in französischer Sprache von St. Béis beschreibt das Aromunische im Verbund des Balkanromanischen und seinen „balkanischen“ Charakter. F. Dasoulas beschäftigt sich mit den aromunischen Toponymen im griechischen Pindosgebirge.

Der vielleicht interessanteste Beitrag des Bandes von T. Kahl und I. Nechiti beschäftigt sich mit der sprachlichen Auswertung der mündlichen Überlieferung des Aschenputtelmärchens bei den Bajeschi (Südungarn) und Rudari (Griechenland), zwei Gruppen früh rumänisierter Roma, die archaische Formen des Rumänischen sprechen. Der letzte Beitrag von M. St. Popović berichtet von Hinweisen auf walachische Weidewirtschaft im Mittelalter im Gebiet der Strumica (an der heutigen mazedonisch-bulgarischen Grenze).

Leider fehlen in dem interessanten Band Informationen zu den Autor(inn)en, ein Register und weitere kontextualisierende Umtexte.



W. Dahmen, G. Holtus, J. Kramer, M. Metzeltin, W. Schweickard, O. Winkelmann (Hrsg.)
Südosteuropäische Romania. Siedlungs-/Migrationsgeschichte und Sprachtypologie. Romanistisches Kolloquium XXV. Narr Verlag, Tübingen 2012 (= *Tübinger Beiträge zur Linguistik*, 532), 240 Seiten, 68 Euro.

Rumäniendeutsche Literatur als Phänomen der Grenzüberschreitung

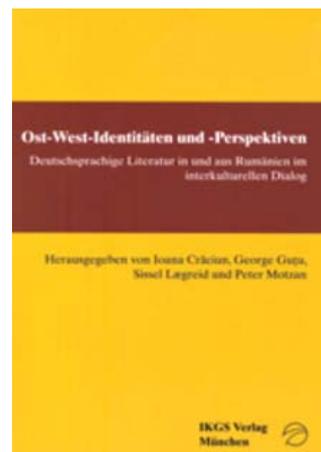
Olivia Spiridon

Der im Untertitel präzise formulierte Terminus „deutschsprachige Literatur in und aus Rumänien“ weist auf die Dynamik literarischer Phänomene und ihre verschiedenen Formen der Grenzüberschreitung hin, auf die Existenz einer rumäniendeutschen Literatur inner- und außerhalb ihres Herkunftslandes, aber auch auf die Entstehung einer deutschsprachigen Literatur rumänischer Migranten. Letztere erfordere – so das Vorwort – eine Erweiterung des bisher territorial und ethnisch definierten Begriffs um die neue, sprachlich-kulturelle Minderheitensituation. Inhaltlich trägt der vorliegende Band dem interkulturellen Potenzial dieser Literatur Rechnung, das auf das multilinguale Umfeld ihres Entstehungsraums zurückzuführen ist, aber auch auf ihr Streben nach literarischen Modellen außerhalb der beengenden Grenzen der Region. Demzufolge liegen die Schwerpunkte des Bandes auf Interkulturalität und Intertextualität im stofflich-thematischen Bereich und auf formaler Ebene, auf literarischen Konstruktionen des Eigenen und des Fremden sowie ansatzweise auf der zwischenkulturellen Transferarbeit innerhalb einer Inselliteratur, die sich im europäischen Ideenpool Inspiration geholt, und auch, je nach Möglichkeit und Gestaltungskraft, Eigenkreationen zurückgeliefert hat.

Der Band ist von einem Vorwort von Peter Motzan eingeleitet, gefolgt von einem Grundsatzplädoyer von Sigurd Paul Scheichl über den Bedarf an begleitenden Kommentaren für literarische Texte angesichts der zeitlichen oder kulturellen Distanz zu ihren Lesern. Stefan Sienrath nimmt eine Überblicksdarstellung über die Rezeption skandinavischer Literatur in Siebenbürgen vor und fokussiert schließlich auf das Beispiel Adolf Meschen-dörfer. Anhand von Oscar Walter Ciseks einzigem Gedichtband „Die andere Stimme“ (1934) hört Motzan die Prägung durch Trakl, Rilke, Loerke, Wilhelm Lehmann, Else Lasker-Schüler und auch durch Lucian Blaga heraus. George Guțu berichtet von einem späten Publikums-erfolg Moses Rosenkranz', den im Jahr 2000 erschienenen autobiografischen Prosafragmenten. Im Mittelpunkt weiterer Beiträge stehen die Prosa Andreas Bikners, insbesondere die Fähigkeit des Schriftstellers, Porträts von Menschen in extremen Situationen zu schaffen (Lucia Nicolau), poetische Umschreibungen von Grenzziehung und Mischung in der Lyrik Paul Celans unter besonderer Berücksichtigung der Bezüge zu Hölderlin (Torgeir Skorgen) sowie die Analyse von Celans Poetik der Grenze und der Entgrenzung, der Bezüge zwischen Traum und Erinnerung aus psychoanalytischer Sicht (Lissel Læg- greid). Ausgehend von einem Kommentar Oskar Pastiors „Sprechen = Worte zitieren“, der Sprache als ein spuren- reiches Material auffasst, beleuchtet Michael Grote die

experimentelle Praxis und die intertextuellen Verfahren Pastiors, während Ulrich van Loyen nach der Bedeutung der Übermittlung von Petrarcas Sonetten durch Pastior fragt. Ioana Crăciun illustriert die „rumänischen Ingre- dienzen“ in der Lyrik Rolf Bosserts und wirft die Fra- ge nach den Rezeptionsmöglichkeiten seiner Texte im deutschsprachigen Kulturraum auf, und Espen Ingebrigt- sen zeigt anhand von Herta Müllers Essays, wie Erinne- rungen an die Diktatur die Wahrnehmung der Schriftstel- lerin geprägt haben. Mariana-Virginia Lăzărescu setzt den Schwerpunkt auf Wortspiel und Witz in Hellmut Sei- lers Lyrik und schafft am Rand von Werk und Biografie ein bezauberndes Porträt des Dichters. Daniela Ionescu- Bonanni präsentiert anhand des Romans „Berlin ist mein Paris“ von Carmen-Francesca Banciu musterhafte Erfah- rungen deutschsprachiger Migrantenautoren. Die letzten beiden Beiträge haben Richard Wagner zum Thema: Bir- ger Solheim deutet den 2004 erschienenen Roman „Hab- seligkeiten“ als ein mögliches Rezept für den Umgang mit der Vergangenheit, und Iulia-Karin Patrut liest seinen Roman „Das reiche Mädchen“ in einem beeindruckend dichten Netz von intertextuellen Anspielungen, um die Repräsentation von Differenzen und auch die politische Vertretung der Andersartigen in einer europäischen Tra- dition der Aushandlung problematischer Zusammenhän- ge zu verankern.

Der vorliegende Band ist als Ergebnis von Überschrei- tungen des klassischen Betätigungsfeldes von Germanis- ten zu sehen, die eher selten den Blick auf die deutsche Literatur aus Rumänien richten, und als konkretes Re- sultat der Zusammenarbeit zwischen der Humanistischen Fakultät im norwegischen Bergen, dem Paul Celan-For- schungs- und Exzellenzzentrum an der Universität Buka- rest und dem Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München.



Ioana Crăciun, George Guțu, Sissel Læg- reid und Peter Motzan (Hrsg.)
Ost-West-Identitäten und -Perspektiven. Deutsch- sprachige Literatur in und aus Rumänien im interkultu- rellen Dialog. IKGS-Verlag, München 2012, 242 Seiten, 22 Euro.

Der Kronstädter Schriftstellerprozess von 1959

Olivia Spiridon

Im Mittelpunkt dieser Studie über einen der dramatischsten Gruppenprozesse aus Rumänien steht die 1957 im Bukarester Jugendverlag erschienene Erzählung „Fürst und Lautenschläger“ des siebenbürgisch-deutschen Schriftstellers Hans Bergel. Dieser stand im September 1959 mit vier weiteren Schriftstellerkollegen in Kronstadt/Braşov vor Gericht und wurde zu fünfzehn Jahren Haft und fünf Jahren Aberkennung der bürgerlichen Rechte verurteilt.

Im ersten und dritten Teil der Untersuchung richtet sich das Augenmerk auf Bergel, zum einen auf den Autor einer in historischen Gewändern verkleideten Erzählung, die auf zeitgenössische Verhältnisse in der rumänischen Diktatur anspielt, und auf den Schriftsteller als Angeklagten im Rahmen eines groß angelegten Schauprozesses. Der mittlere Teil der Untersuchung geht mit dem „kleinen Tauwetter“ nach dem Tod Stalins und der einige Jahre später eintretenden „Eiszeit“ auf den politischen und kulturpolitischen Kontext ein, der wesentlich das literarische Leben in Rumänien beeinflusste.

Die vorliegende Untersuchung setzt in erster Linie einen Schwerpunkt auf die Erzählung „Fürst und Lautenschläger“, die im Mittelpunkt der Vernehmung stand und den Hauptanklagepunkt gegen Hans Bergel lieferte, des Weiteren auf die Umstände der Entstehung von Bergels Frühwerk sowie seine willkürliche Rezeption und Instrumentalisierung durch die Drahtzieher des Schauprozesses. Es hätte jedoch die Studie bereichert, wenn über die Bergelsche Erzählung hinaus weitere Beispiele des literarischen Widerstandes und ihre Entstehungsumstände präsentiert worden wären.

Sven Pauling ging es vor allem darum, anhand eines Beispiels die Wechselwirkung von Literatur und dem realsozialistischen rumänischen Staat zu untersuchen. Auf der einen Seite interessieren ihn Struktur und Themen der siebenbürgisch-deutschen Minderheitenliteratur in einem restriktiven, interventionistischen Staat und auf der anderen Seite die Reaktion des Staates angesichts der nicht-linientreuen literarischen Produktion seiner Untertanen. Fraglich ist nur, ob das Verhalten der staatlichen Kontrollbehörden gegenüber nonkonformistischen Autoren als „Reaktion“ bezeichnet werden kann, denn zu sehr drängt sich mit diesem Begriff das Bild einer Notwehrreaktion des Staates auf. Dabei forderten Theoretiker des sozialistischen Realismus bereits in den 1930er Jahren unmissverständlich die Aufhebung jeder Form von künstlerischer Autonomie und sanktionierten Abweichungen durch sorgfältig inszenierte Prozesse und

Gruppenprozesse. Um der Kunst einen eindeutigen, der Propaganda nützlichen Zweck aufzuzwingen und der Literatur eine systemstabilisierende Funktion zuzuweisen, ging der Staat in die Offensive, auch wenn kontextabhängig mit unterschiedlicher Härte. Die sorgfältig geplanten Einschüchterungsmaßnahmen betrafen ausgewählte Milieus, zu denen auch die Minderheiten mit ihren eigenständigen kommunikativen Netzen und Wertungssystemen gehörten, wie auch Pauling zu Recht hervorhebt.

Der dem Textteil folgende Anhang macht die Hälfte des Bandes aus und enthält zwei Interviews, einen Vortrag und einen literarischen Bericht Bergels. Diese Texte nehmen Bezug auf die Nachkriegsjahre, die Erzählung „Fürst und Lautenschläger“ sowie den Schriftstellerprozess. Der Zeitzeugenbericht von Alfred Wagner, der als Journalist Zugang zu der unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfindenden Gerichtsversammlung erhielt, wurde bereits im Band „Worte als Gefahr und Gefährdung. Schriftsteller vor Gericht“ (München 1993) veröffentlicht wie auch die im abschließenden Teil des Buches aufgenommenen Auszüge aus Securitate-Akten. Es handelt sich dabei um Fragmente aus dem Gerichtsurteil, der Anklagerede des Staatsanwalts, dem Bericht der konsultierten Sachverständigenkommission zur literarischen Produktion der Angeklagten sowie aus Protokollen der Zeugenvernehmung.

Durch die Übernahme bereits veröffentlichter Prozessakten wurde die Studie Paulings in die letzten Jahre entfachte Diskussion über den Umgang mit Prozessdokumenten mit einbezogen. Losgelöst wurde diese durch den Beitrag William Totoks „Empathie für alle Opfer. Eginald Schlattner, ein Leben in Zeiten diktatorischer Herrschaft“, in dem dieser am Beispiel des im Band „Worte als Gefahr und Gefährdung“ abgedruckten Vernehmungsprotokolls Hans Bergels auf ungenau übersetzte Textstellen und auf mehrere, ohne nähere Kennzeichen weggelassene Passagen hinweist. Der Beitrag ist in der *Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik* (1-2/2012) erschienen und mehrfach nachgedruckt bzw. kommentiert worden; unter anderem veröffentlichten die Herausgeber des 1993 erschienenen Bandes über den Kronstädter Schriftstellerprozess Peter Motzan und Stefan Sienerth in der Zeitschrift *Spiegelungen* (1/2013) eine „Klarstellung“.

Sven Pauling

„Wir werden Sie einkerkeren, weil es Sie gibt!“ *Studie, Zeitzeugenberichte und Securitate-Akten zum Kronstädter Schriftstellerprozess 1959*. Frank & Timme Verlag, Berlin 2012, 141 Seiten, 24,80 Euro.

Zur Rolle der Primarschule bei der Identitätsbildung im 19. Jahrhundert

Schule als Vorbereitung auf das Leben als Rumäne

Anke Pfeifer

Auf den ersten Blick scheint sich das Thema der Untersuchung von Mirela-Luminița Murgescu über die Rolle der Primarschule im 19. Jahrhundert lediglich an ein sehr spezielles Fachpublikum zu richten. Doch die Schulbuchforschung ist als ein wichtiger Forschungsgegenstand anerkannt, nicht zuletzt, um herauszufinden, wie sich Eigen- und Fremdbilder einer Nation herausbilden. Deshalb ist die Schulbuchforschung auch eng mit der Geschichtsschreibung verbunden. Angesichts von Globalisierung, der allgemeinen Diskussion um die Zukunft der Europäischen Union und den damit einhergehenden sprachlich-nationalistischen Abspaltungstendenzen in einzelnen EU-Ländern hat Identitätsforschung generell seit längerem Hochkonjunktur. Das Wissen um das historisch herausgebildete Selbstverständnis einer Nationalkultur ist Voraussetzung, um die Spezifik nationaler Diskurse, um aktuelle Prozesse in Politik, Gesellschaft und Kultur zu verstehen.

In ihrer Einleitung legt die Autorin sehr überzeugend den Zusammenhang von „Nationaler Identität, kollektivem Gedächtnis und Grundschule“ dar. Sie weist nach, dass das im 19. Jahrhundert sich entwickelnde moderne rumänische Nationalbewusstsein eine auf Mythen basierende Konstruktion darstellt, die verschiedene regionale, soziale, konfessionelle u. a. Untergemeinschaften umfasst. Damit eng verknüpft ist die gemeinsame Erinnerung an eine Reihe von symbolträchtigen historischen Ereignissen, Persönlichkeiten und Artefakten. Die Vermittlung dieser Fakten und Vorstellungen sowie die Herausbildung einer gefühlsmäßigen Identifizierung des Einzelnen mit dieser so begründeten Gemeinschaft bedurfte notwendigerweise gesamtgesellschaftlicher Bildungs- und Erziehungsmaßnahmen, die insbesondere durch die Schulbildung als Teil der Sozialisation umgesetzt wurden.

Mit ihrer Arbeit setzt sich die Autorin das Ziel, die Rolle der Grundschule speziell im rumänischen Altreich bei der Herausbildung eines nationalen rumänischen Identitätsbewusstseins zu untersuchen. Dazu analysierte sie auf der Grundlage einer überaus reichen Materialbasis Schuldiskurse, Lehrbücher, Methodenbücher für Lehrer und Lehrpläne und zeigt auf, mit welchen Zielen und Inhalten die Schule neben der Wissensvermittlung vor allem auch die moralische und patriotische Erziehung übernahm, wie die nationale Ideologie nach und nach in die Bildungsprogramme eingegliedert wurde.

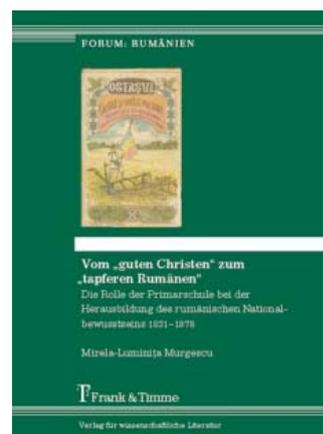
Im ersten Teil werden die unterschiedlichen Aspekte des Bildungsprozesses dargelegt. Dazu gehören die Auswahl des Materials vor allem aus Geschichte, Geographie,

Literatur, Religion, bestimmte Bildungsstrategien u. a. für Jungen und Mädchen, Absicherung der Schulpolitik einschließlich der Schulgesetzgebung, Aufbau eines staatlichen Schulsystems, Erarbeitung von Schulbüchern sowie die Lehrerausbildung.

Der zweite Teil ist den Komponenten der rumänischen Identität gewidmet. Hier zeigt die Verfasserin, auf welche Weise durch die Schulbildung Wissen um Herkunft und Kontinuität des rumänischen Volkes, Herausbildung der nationalen Einheit, das Land Rumänien als Heimat sowie die Merkmale rumänischer Identität und prägende historische Personen, aber eben auch entsprechende Überzeugungen vermittelt werden. Dies zeigt sich besonders deutlich bei der Darstellung anderer Ethnien, die zur Herausbildung von nationalen, häufig bis heute lebendigen Stereotypen führte und so den Hintergrund für heutige Auseinandersetzungen, z. B. mit Ungarn, bieten.

Die Arbeit schließt zweifellos eine Forschungslücke und vermittelt neue Erkenntnisse über den Prozess der Herausbildung des rumänischen Nationalstaates und der Tradierung des Nationalbewusstseins. Die These am Ende des Buches, dass das rumänische Identitätsbild von 1876 bis auf „unvermeidliche Veränderungen und Ergänzungen“ bis heute offenbar ungebrochen tradiert wird, ein Bild, das die Nachbarvölker mit Feindschaft betrachtet und ein autarkes, ja geradezu selbtherrliches Rumänien propagiert, führt zu der Frage, wie das derzeit vermittelte rumänische Identitätsmodell tatsächlich aussieht, zweifellos eine Aufgabe für weitere Forschungen.

Auf jeden Fall bestätigt diese Untersuchung, wie wirkmächtig Nationalitätsgefühle sind, und sie bringt nicht zuletzt Licht in die aktuellen kulturpolitischen Debatten in Rumänien.



Mirela-Luminița Murgescu
Vom „guten Christen“ zum „tapferen Rumänen“. Die Rolle der Primarschule bei der Herausbildung des rumänischen Nationalbewusstseins 1831–1878. Aus dem Rumänischen von Julia Richter und Larisa Schippel. Frank & Timme Verlag, Berlin 2012 (= Forum: Rumänien, 13), 322 Seiten, 29,80 Euro.

Im Osten nichts Neues, nichts Altes, beinahe nichts mehr

Ioana Rostof

Anfang 2013 ist im Paderborner Ferdinand Schöningh Verlag ein Buch erschienen, das den – mit Recht – schonungslosen Titel „Blutiger Juli. Rumäniens Vernichtungskrieg und der vergessene Massenmord an den Juden“ trägt. Der Autor ist der Schweizer Historiker, Politologe und Diplomat Simon Geissbühler, ein hervorragender Experte für osteuropäische Geschichte und Politik.

Wie im Titel angekündigt sind Thema dieser Monografie die tatsächlichen blutigen Gräueltaten, die im Juli 1941 in den von Rumänien unlängst wiedereroberten ländlichen Gebieten der Nordbukowina und im Norden Bessarabiens gegen Juden verübt wurden und denen, nach der Einschätzung des Autors, mindestens 43.500 Juden zum Opfer fielen.

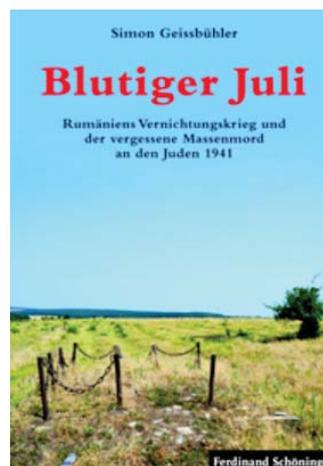
Sein Buch betrachtet Geissbühler als den „(vorläufigen) Schlusspunkt einer Serie von Publikationen zur rumänischen jüdischen Geschichte und zum jüdischen kulturellen Erbe in Rumänien, in der Bukowina und in der Republik Moldau“. Diese Serie umfasst noch drei weitere Vorarbeiten, die man durchaus auch als Reiseführer durch das einst jüdisch geprägte Südosteuropa betrachten könnte. Mit dem vierten Buch beabsichtigt der Autor nicht, den zahl- und „namenlosen jüdischen Opfern ... ein Denkmal zu setzen“. Vielmehr will er gewisse „Forschungslücken“ schließen und damit seinen Beitrag zu der Erforschung der Geschichte des Holocausts in Rumänien leisten – ein im Kontext des in Rumänien bis heute praktizierten „Nicht-Wissen-Wollens“, „Revisionismus“ und „Negationismus“ willkommener Beitrag.

Die Begriffe, die Geissbühler in seinem Buch klärt und illustriert, sind „Vernichtungskrieg“, „Massenmord“, „Massaker“ und natürlich „Holocaust“. Dies tut er in fünf Kapiteln und einem Exkurs, wie auch mithilfe von 28 Fotos und sieben Karten. Solch eine Illustrierung wurde hauptsächlich durch die Analyse der verschiedenen Quellen ermöglicht, die teilweise zum ersten Mal beziehungsweise für Rumänien zum ersten Mal ausgewertet worden sind. Es ist die Rede sowohl von „gedruckten Quellen“, teils auch im Internet verfügbar, d. h. von Dokumentensammlungen, wie den von Jean Ancel oder Matatias Carp herausgegebenen, von Memoiren und Autobiografien und natürlich von zahlreichen Büchern und Artikeln geschichtlichen Inhalts, als auch von „ungedruckten Quellen“, Berichten der *Jewish Telegraphic Agency*, Dokumenten militärischen Charakters (im Militärarchiv des deutschen Bundesarchivs in Freiburg im Breisgau und im *United States Holocaust Memorial Museum* in Washington aufbewahrt), wie auch von Augenzeugenberichten und Interviews mit Shoah-Überlebenden, die dem Autor von der Verwaltung *Yad Vashems*

und von der *Visual History Archives* des *USC Shoah Foundation Institute* zur Verfügung gestellt wurden.

Das Resultat dieser Recherchen sowie des Wunsches, die eigenen Reiseeindrücke aus einer Gegend zu verwerten, die, der Zeit und den Menschen zum Trotz, immer noch Spuren des einstigen jüdischen Lebens aufweist, ist ein Buch, in dem zahlreiche Fragen überzeugend beantwortet werden, z.B.: „*Wer mordete? Wer half beim Morden mit? Wer sah zu oder wusste zumindest Bescheid? Welches waren die Motive und die Handlungsspielräume der Täter und Kollaborateure?*“ oder: „*Wie sehen diese Orte [des Massenmordes] aus? Lassen sich physische Spuren des Holocausts und des jüdischen Lebens von vor Juli 1941 finden?*“, wie auch: „*Was wissen [...] Rumänen über den Holocaust in von Rumänien eroberten und kontrollierten Territorien?*“. Oder: „*Welchen Einfluss haben «revisionistische» und negationistische Positionen auf die Wahrnehmung des Holocausts in der Öffentlichkeit?*“, beziehungsweise: „*Wie sind die Forschungslücken in Bezug auf den Holocaust in Rumänien zu erklären?*“

Solche Fragen und natürlich viele andere beantwortet Simon Geissbühler in seinem laut dem Verlagstext „eindringliche[n] Buch, das durch den Blick aufs Detail neue Einsichten in die regionalen Variationen des Holocausts in Osteuropa eröffnet“. Es ist ein Buch, das, so scheint es, in erster Linie für das rumänische Publikum geschrieben wurde, und das endlich und zum richtigen Zeitpunkt erscheint. Geissbühler hat eine Studie verfasst, die von den Rumänen als Antwort auf die Frage, die in Rumänien immer noch diskutiert wird, verstanden werden sollte: Könnte es jemals, unter irgendwelchen Umständen, besser sein, die Augen vor der Realität zu verschließen? Der Autor bezieht klar Stellung: Die Auseinandersetzung mit der rumänischen Beteiligung am Holocaust muss ehrlich, schonungslos und dringend geführt werden.



Simon Geissbühler
Blutiger Juli. Rumäniens Vernichtungskrieg und der vergessene Massenmord an den Juden 1941. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2013, 6 s/w + 22 farb. Abb., 7 Karten, 229 Seiten, 26,90 Euro.

Modernisierungsverwerfungen im Spiegel der klassischen Soziologie

Markus Bauer

Für die wissenschaftliche Erforschung der Funktionsweise von Gesellschaften bilden die abrupten Veränderungen in Osteuropa seit Ende der 1980er Jahre eigentlich einen Idealfall: Konnte man doch vor Ort förmlich zusehen, wie sich mit dem Eindringen neuer Waren, neuer Ideen, neuer Rollenmodelle im Laufe weniger Jahre die allmähliche Veränderung einer Gesellschaft vollzog. Von heute auf morgen fielen einzelne gesellschaftliche Zwangsparameter und Institutionen weg, neue wurden aufgebaut, zugleich behielten langfristige Prägungen ihre Vormacht und vermischten sich mit neuen Perspektiven und Verhaltensweisen. In der Alltagskultur ließen sich die Veränderungen besonders deutlich beobachten: vom allmählichen Ersatz der „Dacia“ durch ausländische Automarken über die Begeisterung für Thermopane-Fenster bis hin zum Überschwemmen des reichen bäuerlichen Erzeugermarktes mit geschmacksneutralen ausländischen Produkten. Zugleich bedeutete der Kontakt mit dem Anderen der westlich-kapitalistischen Welt, die ja auch ihre Krisen und Unwägbarkeiten besitzt, für die rumänische Gesellschaft eine Erfahrung von Unsicherheit, Verlust und Veränderung.

Erstaunlicherweise scheinen nur relativ wenige Soziologen im deutschen Sprachraum diesen faszinierenden Forschungsgegenstand für sich entdeckt zu haben. Zu ihnen gehört der aus Großsanktnikolaus/Sânnicolau Mare im Banat stammende Sozialwissenschaftler Anton Sterbling, der mit eigenen Erfahrungen immer wieder die besonderen soziologischen Fragestellungen Südosteuropas in den Blick nimmt.

Die Aufsätze des vorliegenden Sammelbandes lassen sich aufteilen in solche, die die theoretischen Voraussetzungen soziologischer Fragestellungen von den klassischen Schriften Max Webers, Karl Poppers, Talcott Parsons, Samuel Eisenstadts u. a. ausgehend diskutieren, und solche, in denen die Entwicklung vor allem Rumäniens mit diesen theoretischen Ansätzen konfrontiert wird. Es lässt sich so die notwendige Einheit von theoretischer und empirischer Herangehensweise nachvollziehen, mit der Sterbling soziologische und politische Problemlagen in Südosteuropa betrachtet. Dabei zeigt sich, dass die Entscheidung für bestimmte philosophisch-theoretische Voraussetzungen bei Sterbling nicht zu trennen sind von seiner individuellen Sozialisation als Oppositioneller im kommunistischen Rumänien. Keine Überraschung also, dass das Gründungsmitglied der „Aktionsgruppe Banat“ auch einen Roman Herta Müllers zur Entschlüsselung totalitärer Strukturen operationabel machen kann.

Die idealtypischen Beschreibungen westlicher Wert- und Erkenntnisssysteme zeigen scharf die Defizite und Abweichungen der post-kommunistischen Staaten. Es zeigen sich zwangsläufig ungewollte und unvorhergesehene Verwerfungen im Prozess des sozialen Wandels, den der Soziologe bevorzugt mit den Kategorien der historischen Modernisierungsforschung beschreibt. Dieser Ansatz begreift auch die länger zurückliegenden Aspekte einer Gesellschaft in eine Beschreibung ihrer aktuellen Problemlagen mit ein. Die Kategorie der Transformation wird bei Sterbling hierbei nicht herangezogen: „Die Transformationstheorien scheinen mir allzu unvermittelt und unhinterfragt von der sozialtechnologischen Machbarkeit eines angestrebten Gesellschaftszustandes auszugehen und vernachlässigen damit zugleich weitgehend mögliche Brüche, Rückschläge, Ambivalenzen und nichtintendierete Folgeprobleme komplexer Modernisierungsprozesse.“ (S. 132) Im weiteren Verlauf der Aufsätze treten – immer rückbezogen auf die klassische Theoriebildung – die markanten Probleme der kollektiven Identitäten, der Elitenkonstitution, der informellen Praktiken, des „sozialen Kapitals“ und der Abschließung von Gesellschaftsteilen gegenüber universalistischen Werten auf, die Sterbling präzise in ihrer gesellschaftlichen Funktion und in möglichen Gefahrenmomenten für die Weiterentwicklung der südosteuropäischen Gesellschaften benennt. Mit diesen theoretisch unterfütterten Ausführungen entfalten dann Betrachtungen über Korruption oder mangelndes zivilgesellschaftliches Engagement in Rumänien und Bulgarien ihre ‚Augen öffnende‘ Erkenntniskraft. So resultiert aus der Verbindung von theoretischen Prämissen mit den konkreten politisch-soziologischen Bestandsaufnahmen ein objektiviertes Bild der immer wieder gefährdeten Entwicklung Rumäniens in einem komplexen und voraussichtlich lang andauernden Modernisierungsprozess.

Anton Sterbling
**Verwerfungen
in Modernisierungs-
prozessen**
Soziologische Querschnitte

KRÄMER

Anton Sterbling
Verwerfungen in Modernisierungsprozessen. Soziologische Querschnitte. Reinhold Krämer Verlag, Hamburg 2012, 319 Seiten, 36,80 Euro.

Lebendige Bautradition in Siebenbürgen

Dieter Frick

Das Buch von Jan Hülsemann ist Ausdruck und Ergebnis einer langjährigen Tätigkeit des Autors als „Architekt in der Denkmalpflege“ in Siebenbürgen. Sinn für Baugeschichte und Hausforschung, die Kenntnis der Konstruktionsweisen und Bauvorgänge bis in jedes Detail und die Überzeugung des Autors, dass Handwerk und Gestaltung, Haus und Siedlung, Geschichte und Gegenwart im Zusammenhang zu sehen sind, prägen diese Arbeit.

Jan Hülsemann hat sich eingehend mit der Geschichte der Dörfer und Bauernhäuser in Siebenbürgen beschäftigt. Sie stehen, so kann man als Leser erfahren, sowohl für eine regionale als auch für eine europäische Tradition. Seit dem 12. und 13. Jahrhundert haben deutsche Einwanderer Bauweisen und Bautechniken aus Westeuropa mitgebracht. So weist der siebenbürgisch-sächsische Hof eine „verblüffende“ Ähnlichkeit zur fränkischen Hofanlage auf (S. 5). Eine Besonderheit in Siebenbürgen liegt in der gegenseitigen Beeinflussung und Überformung ursprünglich fränkischer, rumänischer und ungarischer Bauformen (S. 159). Von Bedeutung ist, dass hier Architektur- und Konstruktionsmuster studiert werden können, die in Westeuropa seit dem Mittelalter ausgestorben, in Siebenbürgen aber bis in die späte Neuzeit praktiziert worden sind (S. 2).

Der Autor geht deutlich über den Bezug zu der Region Siebenbürgen hinaus, und die Arbeit ist nicht nur ein Leitfaden, sie kann ebenso als ein Lehrbuch des Umgangs mit alten Bauernhäusern und der traditionellen ländlichen Bautechnik überhaupt gelesen werden. Jedes beteiligte Gewerk wird genau nach verwendeten oder zu verwendenden Materialien, ihrer Aufbereitung und der Art und Technik ihres Einbaus beschrieben: Maurer-, Zimmermanns-, Dachdecker-, Tischler- und Schmiedehandwerk. Die Gliederung erfolgt nach Bauteilen: Mauerwerk, Putz, Dächer, Fenster, Decken, Fußböden, Treppen Türen, Außenanlagen, wobei zwischen Wohnhäusern und Scheunen unterschieden wird. Die Darstellung geht jeweils von der historischen Entwicklung und vom Bestand in Siebenbürgen aus, analysiert den Zustand der Häuser, zeigt Fehlentwicklungen, etwa durch unbedachte Verwendung industriell hergestellter Bauelemente, auf und widmet sich eingehend der altbaugerechten Instandsetzung der Häuser. Dabei berücksichtigt der Autor durchaus die Ansprüche der Bewohner an heutigen Wohnkomfort und macht Vorschläge zum Beispiel für den Einbau von modernen Küchen, Badezimmern und Zentralheizungen. Die bauphysikalischen Qualitäten traditioneller Bauweise werden ebenso beschrieben

wie deren sachgerechte Ergänzung durch heute verfügbare Isolier- und Dämmstoffe, etwa bei der Dachdeckung oder der Wärmedämmung von Außenwänden.

Einem falsch verstandenen Modernismus erteilt Hülsemann eine Absage. Nicht alles, was alt ist (Materialien und Bautechniken), ist unmodern. Und ebenso warnt er vor einer ausschließlich auf das einzelne Haus gerichteten Betrachtung. Er weist immer wieder auf die Bedeutung des städtebaulichen Zusammenhangs hin. Denn das Siebenbürger Bauernhaus (wie die meisten Haustypen andernorts) erhält seinen Wert nicht zuletzt durch den Bezug zu den Nachbarhäusern und seine Einordnung in das Siedlungsgefüge. „... vor allem aus dem Gesamtensemble bezieht das kulturelle Erbe der Dorfachitektur seinen Wert“ (S. 155, ähnlich S. 107). Bereits das Frontispiz, eine Zeichnung von der Anlage des Ortes Martinsdorf/Metiș, macht dies deutlich.

Das Buch ist klar gegliedert (nach Bauteilen und Gewerken) und didaktisch sehr gut aufbereitet. Es folgt dem Grundmuster: Bestandsbeschreibung, typische Schäden, Instandhaltungsmaßnahmen (S. 16). Die Bauschäden sind im Einzelnen und sehr vollständig besprochen. Sie werden ausführlich aufgeführt, weil sie zur Schadensanalyse führen als Voraussetzung für die Wahl der richtigen Reparaturmaßnahmen (S. 108). Neben handwerklichen Standards werden unterschiedliche mögliche Konstruktionsweisen und darüber hinausgehende Lösungen gezeigt. Der Darstellung von Schadensfällen und Reparaturvorschlägen sind anschauliche Fotografien oder Zeichnungen beigegeben. Texte und Bilder sind jeweils sorgfältig einander zugeordnet. Viele Aufnahmen und Zeichnungen stammen vom Autor selbst, und er hat auch das Layout vorgenommen.



Jan Hülsemann
Das sächsische Bauernhaus in Siebenbürgen. Was wie machen an alten Häusern? Ein Leitfaden zur altbaugerechten Instandsetzung. Interessengemeinschaft Bauernhaus e.V., Lilienthal 2012, 217 Seiten mit vielen Abbildungen, 29,90 Euro.

Barock zwischen Donau und Marosch

Josef Sallanz

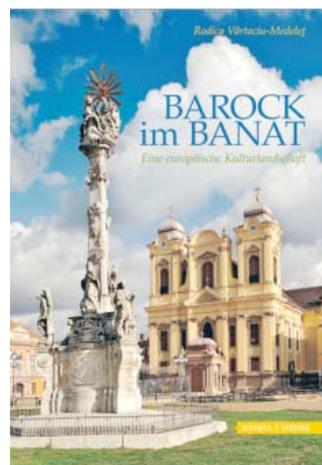
Die Region zwischen Theiß, den Ausläufern der Südkarpaten sowie der Donau und der Marosch mit dem Arader Gebiet, das kulturgeographisch dem Banat zugeordnet werden kann, wurde nach der Befreiung von der osmanischen Herrschaft 1716 eine Grenzregion des Habsburgerreiches. Das während der Österreichisch-Türkischen Kriege stark zerstörte Banat musste anschließend wieder aufgebaut werden. Es wurde damit begonnen, die „Wiener Lebensart“ in die neu erworbene östliche Provinz des Kaiserreiches einzuführen. Der Barock, der sich über Italien zunächst hauptsächlich in katholischen Ländern verbreitete, wurde in die Baukunst, Skulptur und Malerei eingeführt, regionalspezifisch an die Gegebenheiten der neuen Provinz angepasst. Rodica Vârtaciu-Medeleş geht in ihrer Studie diesem bislang kaum untersuchten Phänomen ausführlich nach – mit dem Ziel, „die Wandlungen der Barockepoche im Banat im historischen Zusammenhang zu erfassen und ihre künstlerische Leistungen zu würdigen“. Dabei konzentriert sich die Autorin bei ihren kunsthistorischen Ausführungen auf den Teil des Banats, der heute zu Rumänien gehört. Die Teile der Region, die infolge des Vertrags von Trianon nach dem 1. Weltkrieg zu Serbien und Ungarn kamen, werden am Rande mitberücksichtigt.

Vârtaciu-Medeleş, Professorin an der Fakultät für Bildende Künste der West-Universität Temeswar/Timişoara, hat ihre reich bebilderte Arbeit in acht Kapitel unterteilt. Zunächst stellt sie die historische und kulturelle Entwicklung des Banats im 18. Jahrhundert vor. Nach dem Sieg Eugen von Savoyens über die Osmanen wurde das Banat direkt der kaiserlichen Krone unterstellt, die dann zahlreiche Maßnahmen zur Modernisierung der Region durchführte. So wurde Temeswar zu einer modernen Stadt umgestaltet, wie man anhand von Plänen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts deutlich erkennen kann.

Im zweiten Kapitel widmet sich Vârtaciu-Medeleş der militärischen und zivilen Profanarchitektur. Zuerst wurden Befestigungsanlagen und Kasernen in den wichtigsten Banater Städten in dem damals in der Region noch unbekanntem Barockstil ausgebaut und errichtet. Denn es galt sich vor Angriffen aus dem benachbarten Osmanischen Reich zu schützen. Wurden die Militäranlagen eher funktionell erbaut, so fand der Barock in den Stadtpalästen der neuen Aristokratie eine üppigere Prachtentfaltung. Mit der Ansiedlung von Deutschen im Banat wurde ein neuer Dorftyp (zumeist im rechtwinkligen Straßensystem) mit Kirche, Pfarrhaus und Schule im Zentrum in der Region etabliert, in dem auch die Bauernhäuser barocke Formen aufnahmen. In dem Kapitel

über die Sakralarchitektur hebt die Autorin hervor, dass die Modernisierungsbestrebungen Wiens im Banat von der katholischen und der orthodoxen Kirche unterstützt wurden. Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden sodann vermehrt Kirchen und Klöster beider Konfessionen im Barockstil errichtet, die heute noch die Kulturlandschaft Banat prägen. Die Barockskulptur wird auch im Banat als Fortsetzung der Architektur mit anderen Mitteln angewandt, wie Vârtaciu-Medeleş im folgenden Kapitel eingehend beschreibt. Ausdrucksstark und lebendig wirken auch die frei stehenden Statuen. Im Banat sind besonders häufig Standbilder des Hl. Johann Nepomuk, Schutzpatron der Region, und Dreifaltigkeitssäulen anzutreffen. In den drei folgenden Kapiteln stellt die Autorin die religiöse und profane Malerei sowie den „Einfluss des Barock auf die orthodoxe Malerei und Druckgraphik“ kurz vor.

„Die Kultur des Barock erwies sich als Einigungs- und Entwicklungsinstrument für diese Region und ihren kontinuierlichen politischen und ökonomischen Fortschritt“, stellt Vârtaciu-Medeleş in der „Schlussbetrachtung“ fest. „So bildete sich eine neue, gemeinsame und für das Banat spezifische europäische Identität heraus, die bis in die Gegenwart Bestand hat“, heißt es weiter. Tatsächlich hat die Autorin mit diesem Band eine Überblicksdarstellung zur Evolution und Verbreitung von Architektur, Skulptur und Malerei des Barock im Banat erstellt, die als Forschungsgrundlage für weitere Studien dienen wird. Wünschenswert wäre es zudem, wenn dieses Werk, das mit Unterstützung des Rumänischen Kulturinstituts in deutscher Sprache erschienen ist, auch auf Rumänisch veröffentlicht würde und zudem zahlreiche West- und Mitteleuropäer veranlasst, das Banat zu besuchen, um sich von der Vielfalt der dortigen Kulturlandschaft zu überzeugen.



Rodica Vârtaciu-Medeleş
Barock im Banat. Eine europäische Kulturlandschaft.
Übersetzung aus dem Rumänischen von Stefan Melwisch und Simina Melwisch-Birăescu. Verlag Schnell & Steiner, Regensburg 2012, 430 Seiten, 49,95 Euro.

Begegnungen mit einer Stadt und ihren Menschen

Little global Temeswar

Claudiu Zippel

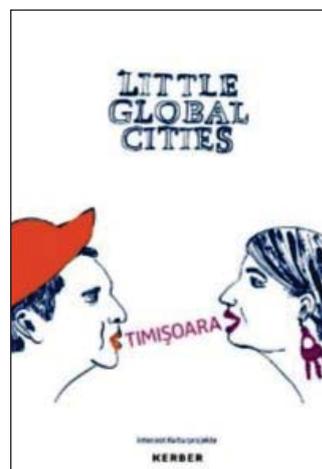
Wer von dem Temeswarer Stadtführer aus der Reihe „Little global cities“ des Bielefelder Kerber Verlags die altbekannte Beschreibung von Touristenattraktionen, die einfache Aufzählung der Öffnungszeiten von Museen oder der wichtigen Adressen aus der Hotel- und Gastronomiebranche erwartet, der wird von den knapp 180 Seiten höchstwahrscheinlich zunächst enttäuscht, dann aber positiv überrascht. Dieser Reisebegleiter enthält selbstverständlich zahlreiche Urlaubsanregungen, aber er bietet mehr als das: das bereits im Vorwort angekündigte Vorhaben dieser Reihe ist es, den Lesern und Besuchern einiger südosteuropäischer Städte eine emotionale Begegnung jenseits des touristischen Interesses mit den Menschen in der Stadt – egal, ob Stadtbewohner oder nur Stadtbesucher – zu ermöglichen.

Die dreisprachig auf Deutsch, Englisch und Rumänisch verfassten (beziehungsweise übersetzten) Beiträge sind in fünf große Kapitel eingeteilt. Jedes Kapitel ist mit schönen Fotografien ausgestattet, die die Phantasie anregen und Lust machen, die beschriebenen Orte aufzusuchen. Darüber hinaus kann der Leser in einem übersichtlich gezeichneten Stadtplan jede Menge Hinweise zu den wichtigsten, sich vor Ort befindlichen Sehenswürdigkeiten finden. Man merkt schnell, dass die Herausgeber keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Ihnen geht es weniger um umfangreiche Informationen, als vielmehr darum, ausgewählte Reiseziele durch die persönlichen Erfahrungen und Einschätzungen der Autoren lebendig darzustellen.

Nach dem Vorwort und einer kurzen Einführung wird der Leser im Kapitel „Urbane Wege“ zunächst auf eine gedankliche Reise durch einige der wichtigsten und schönsten Stadtgebiete von Temeswar/Timișoara eingeladen. Der folgende Abschnitt „Versteckte Orte“ beschäftigt sich mit wenig bekannten, aber geschichtsträchtigen Plätzen und Denkmälern. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Stadtführer anschließend dem kulturellen Leben der Stadt. Im Kapitel „Kunst und Kultur“ nämlich erfahren wir Näheres über die bedeutendsten Theater, Museen und Musikhäuser der Stadt sowie über Buchhandlungen, die gleichzeitig als Ausstellungsräume und als Treffpunkt für Kunstschaffende und Kunstliebhaber dienen. Im gleichen Kapitel eingebettet befindet sich auch der literarische Teil des Bandes. In „Sommer, Pavillon, König“ schildert

die Berliner Autorin und Übersetzerin Esther Kinsky mit melancholischem Grundton ihre in Temeswar über mehrere Monate gesammelten Impressionen, die auf detailreichen Beobachtungen eines Alltagslebens beruhen, das sich außerhalb von Zeit und Raum abzuspielen scheint. Immer wieder sind es die Menschen, die mit ihren Erfahrungen und ihren Geschichten das Bild der Stadt prägen und bereichern. Einheimische Autoren und Künstler, wie der Schriftsteller Daniel Vighi, der Graphiker Dan Perjovschi oder die Philologin und Literaturkritikerin Smaranda Vultur haben bei dem abschließenden Kapitel „Mein Temeswar“ mitgewirkt. Mit ihrem subjektiven Erleben und Empfinden Temeswars und mit ihren bisweilen intimen Erinnerungen vervollständigen sie das Portrait einer kosmopolitischen Metropole.

In gewisser Weise könnte man den Stadtführer als unvollendet bezeichnen, was nicht als Kritik, sondern als Kompliment verstanden werden soll. Denn am Anfang eines jeden Kapitels finden sich einige Leerseiten, die als Grundlage für persönliche Notizen gedacht sind. Sie laden Stadtbesucher und Leser dazu ein, gedanklich und schriftlich über das Gesehene und Gelesene zu reflektieren, um so aus der Fülle der gesammelten Bilder und Eindrücke ihre Erinnerungen festzuhalten. Wer sich mit geringem Zeitaufwand einen Eindruck über die Besonderheiten dieser weltoffenen Großstadt Rumäniens verschaffen, wer Näheres über ihre kulturellen Schätze und über ihre gastfreundlichen und warmherzigen Bewohner erfahren möchte, der findet in dem smarten Werk einen empfehlenswerten Urlaubsbegleiter.



inter:est Kulturprojekte (Hg.)
Little global cities: Timișoara.
Streifzüge durch Temeswar.
Kerber Verlag, Bielefeld 2012,
176 Seiten, 19,95 Euro.

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident Dr. Gerhard Köpernik

Vizepräsidentin Hermine-Sofia Untch

Schatzmeister Wilfried Lohre

Schriftführerin Mona Vintilă

Beisitzer Janna Jähmig

Christof Kaiser

Elisabeth Packi

Marianne Theil

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Dr. Josef Sallanz

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

Beitrittserklärung

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin • Konto-Nr.: 230108 • BLZ: 100 100 10.

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Wilfried Lohre
Petzower Straße 11
14109 Berlin

Name:

Anschrift:

E-Mail:

Telefon:

Ort, Datum, Unterschrift: